Alexander Petöfi's

Gedichte.

Aus dem Ungariſchen überſetzt

von

Fr. Szarvady

und

Moritz Hartmann.

Vorausgegangen.

Darmſtadt.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1851.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Frau

Caroline Ungher-Sabatier

nehme dieſe Blätter

als Zeichen

innigſter Verehrung.

Inhalt.

Seite

Vorwort XI

Meine Lieder XXXVII

Lieder der Liebe.

Was frommt es mit der Pflugschar 3
Mein Gott mit Sehnsucht harr ich 4
Hinweg von meinem Antlitz 6
Ich that, was mir nur möglich 9
Geist meiner Phantasie 12
Mein Gott in deiner Allmacht, bring zurück . . 14
Daß in der Schule furchtbar träge 16
Es zieht der Mond, der Buhle der Nacht . . 18
Was fließet auf dem Felde 19
Als mein Weib dich 20
Das Blatt der Blume muß verwehn 21
Die Blumen sind so traurig 23
Wie eigenthümlich träumt ich 25
Ihr Augen, voll von Allgewalt 26
Als wir zusammengingen 27

	Seite
Kaum hab ich dich erſchaut, o Mädchen	28
Mein Herz, gefangner Vogel du	29
Es glänzt ein Stern	30
O ſprich, wo biſt du hingerathen	31
Im Walde, wo ich gehe	32
Vergeſſen	34
Wenn ich nur dich nicht kennte	35
Allein, von aller Welt geſchieden	38
Ach meine Liebe	40
Glückſelige Nacht	42
Glanzvoller Stern	43
Komm her mein Pferd	44
Es regnet, regnet, regnet	45
Die Wolken ſenken ſich und neigen	46
Hoch fliegt die Wolke über mir	48
Ein hundertfaches Bild iſt meine Liebe	49
Falb iſt die Farbe meines Roſſes	51
Kennſt du den Ring mein Juwelier	52
Iſt auch des Sklaven Fuß	54
Es bebt der Strauch	56
Ich will der Baum ſein	58
Stramm halt ich meines Pferdes Zügel	59
Glatt iſt der Schnee	61
Der Stern iſt fallend untergangen	62
O Schatz, der hier im Grabe ruhet	63
Ich liebe, und ich ſeh nicht ein	64
Seit ich in Liebe bin verfallen	66
Bilder und Romanzen aus Ungarn.	
Die Ruinen der Gſarda	71
O ſchöne Nacht	77

Seite

Mondnacht 78
Die Waldhütte 81
Winterlich 84
Der Schafhirt 87
Der Betyar 89
Der Räuber 90
Der Edelmann 92
Begegnung auf der Pußta 95
Herr Paul 98
Die Wirthin und der Betyar 101
Wolfsabenteuer 103
Ein „armer Junge“ 105
Die Geschichte treuer Herzen 107
Gestohlenes Pferd 113

Trinklieder.

Schon lange schlägt den Ungar Gottes Hand . 119
An mein Glas 121
Ergo bibamus 122
Wunsch 124
Der kluge Trinker 125
Die Hortobagyer Wirthin 126
Die Csarda 128

Patriotische Lieder.

Ich liebe 131
O daß mich nicht die Zeit gebar 133
Ein Traum 135
Wunsch 137
Die ungarische Nation (1846) 140
Todeswunsch (1846) 144

Seite

Palaſt und Hütte 147
Privilegium 151
In Siebenbürgen 152

Vermiſchte Gedichte.

Des Dichters Herz 159
Zwei Wanderer 160
Sehnſucht 163
Was iſt der Ruhm? 165
Schöpfung 166
Eitler Verſatz 167
Abend 169
Im Frühling 173
Wie viel hab ich gelebt 175
Was iſt das Leid? 177
Mein Schmerz und meine Freude 178
Im Dorfe 180
Was wird aus der Erde? 183
Der gute alte Wirth 184
Unſterblichkeit 187
Letztes Wort (an ***) 188
Hier ſteh ich 191
Umwölkter Herbſt, den Nebel decket 192
Der Vesperglocke Klänge 194

Szilaj Pista.

I.—IV. 199

Anmerkungen und Erklärungen 121

Vorwort.

Die deutsche Literatur ist die sicherste Bürgschaft für die kosmopolitische Sendung des deutschen Volkes. Sie ist wie ein mächtiger Strom, in den sich Alle ergießen, sie ist der Inbegriff aller Literaturen. Ein Columbus, geht der deutsche Geist auf Entdeckung unbekannter Regionen aus und erobert der deutschen Wissenschaft, was auf den entferntesten Flecken der Erde gedacht und geschrieben wird. Seine unermüdliche Thätigkeit umfaßt alle Zeiten, wie er alle Länder umschlingt, und von der Iliade bis zu Shakespeare kann er alles, was je die gesitteten Völker der Menschheit mit dem Gedanken errungen haben, als sein Eigenthum betrachten. Die deutsche Literatur erhält ihre Bedeutung nicht blos durch die einseitige Wirkung nach Außen hin, sie beherrscht die Welt nicht bloß durch Ver-

breitung ihrer Ideen außerhalb des eigenen Kreises. Sie nimmt, wie das Herz, den von ihr ausgehenden Lebensstrom wieder in sich auf, und in diesem Sinne kann man sagen, daß die deutsche die einzige Weltliteratur sei.

Die sachliche Natur der Deutschen, die Vollendung, der Reichthum, der philosophische, gefügige Bau ihrer Sprache, die keinem Ideengange, keiner Anschauung irgend Fesseln anlegt, mußten von selber zu diesem allgemeinen Assimilirungsprocesse führen. Der Deutsche ist weder wie die alten Griechen und Römer, noch wie die modernen Franzosen, die alles Fremdartige, selbst bei Uebertragungen und Entlehnungen, ausscheiden und nur das aufnehmen, was in den beschränkten Kreis des eigenen Nationalwesens sich fügen will. Er erfaßt den fremden Gedanken in seiner ganzen Ursprünglichkeit und gibt ihn in seiner eigenthümlichen Form mit seiner Färbung wieder. Der Deutsche bereichert die eigene Literatur, ohne der fremden etwas nehmen zu müssen.

Mit Bewunderung und mit verzeihlichem Neide nur können wir die Schätze betrachten, welche die deutsche Wissenschaft neben den heimischen aufzuhäufen und unversehrt sich anzueignen wußte. Homer selber würde in der einfachen, großartigen Sprache, in der echt griechischen Form des deutschen Voß

das eigene Meisterwerk mit Bewunderung lesen. Der Engländer zieht Shakespeare in der deutschen Uebertragung von Schlegel und Tieck dem englischen Originale vor und bewundert mit Beschämung das ungleich größere Verständniß des vaterländischen Genusses in Deutschland. Welche Literatur hätte Aehnliches aufzuweisen, wie die spanischen Romanzen des Cid von Herder, wie dessen und Uhland's Volksgesänge? Was haben die Andern dem Tasso und Dante von Gries und Streckfuß an die Seite zu stellen? Was sollten wir neben der meisterhaften Verdeutschung des lateinischen Epikurs von Knebel und der liebenswürdigen Nachahmung des persischen von Daumer nennen? Der Nachdichtungen Horazen's und Anderer von Wieland, der an Formschönheit unvergleichlichen Uebertragungen von Freiligrath, der gediegenen Arbeiten eines Wolf, Jacob und Bürger gar nicht zu gedenken. Selbst die Heroen der deutschen Literatur, wie Herder, Göthe und Schiller, zahlten dem kosmopolitischen Genusse ihres Volkes den schuldigen Tribut durch jene wundervollen Bearbeitungen fremder Meisterwerke, die ein ewiges Denkmal deutscher Größe bilden werden.

Die Entwickelung der deutschen Literatur seit Lessing beurkundet jenes universale Streben des

deutschen Geistes, das in Göthe seinen tiefsten Ausdruck gefunden. Von dem Gipfelpunkte, den sie mit diesem erreicht hat, muß der Blick in die weite Welt hinausreichen. Auf dem heimischen Boden des vollkommensten Abschlusses versichert, findet die Thätigkeit des Geistes nur noch nach Außen hin einen genügenden Wirkungskreis. Göthe führte sein Volk selber in die kosmopolitische Epoche hinüber.

In den folgenden Blättern bieten wir dem deutschen Leser eine Auswahl von Gedichten des genialsten Poeten der neuen Literatur meines Vaterlandes. Es war das Bestreben der Uebersetzer, durch diese wortgetreue Uebertragung zu beweisen, daß eine solche selbst nach den bisher gelieferten nicht überflüssig geworden sei.

Diese Gedichte haben, neben dem rein künstlerischen Interesse, auch für das Verständniß des ungarischen Befreiungskampfes große Wichtigkeit. Sie thun dar, wie der Kampf in Ungarn ein längst vorausgefühltes Ereigniß, weil der Ausdruck einer geschichtlichen Nothwendigkeit gewesen. Die Unabhängigkeit Ungarn's ist kein Traum einiger Hitzköpfe, sie ist das tiefgefühlte Bedürfniß eines ganzen Volkes, und die Zukunft wird zeigen, daß die ungarischen Freiheitsbestrebungen in der Waffen-

streckung bei Világos nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. Der Dichter, den wir dem deutschen Leser in deutschem Gewande zuführen, hat durch seine Poesien, wie später durch seine Reden und auf dem Schlachtfelde thatkräftig für die Sache der Freiheit und seines Vaterlandes mitgewirkt, und es dürfte von Interesse sein, einen Blick auf sein kurzes Leben zu werfen.

Alexander Petöfi wurde am 1. Januar 1823 in Szabadszállás im Distrikte Kleinkumanien geboren. Sein Vater war ein Metzger, der in Folge mehrfacher Unglücksfälle verarmt war. Dieß verhinderte jedoch den Ehrenmann nicht, nach Kräften für die Erziehung des geliebten Sohnes zu sorgen. Als Bekenner der evangelischen Confession, wurde dieser nach Schemnitz in's Collegium geschickt. Doch es duldete den Jüngling, dessen unabhängiger, abenteuerlicher Sinn frühzeitig erwacht war, nicht lange in dem einförmigen Schulleben. Er verläßt heimlich die Schule und streift längere Zeit ohne Zweck und Ziel in Pest umher. Sein Vater, der endlich den leichtsinnigen Jungen [illegible]reich seines Sohnes erfährt, begibt sich eilends nach der Hauptstadt, um ihn, wo nicht der Schule, doch dem elterlichen Hause wieder zu gewinnen. Petöfi sagen die väterlichen Plane nur wenig zu, er verschwindet plötzlich

und wir finden ihn als gemeinen Soldaten in Steyermark wieder. Zwei Jahre verlebte er daselbst im Kasernendienste und hatte Muße genug, den übereilten Schritt zu bereuen. Ein Stabsarzt, der den talentvollen Jüngling liebgewinnt und dessen Fähigkeiten erkennt, bewirkt seine Entlassung. Petöfi begibt sich in's Collegium von Pápa, wo er eine zeitlang mit vielem Eifer studirt. Des „Stubenhockens" auf's Neue müde, durchzieht er als wandernder Schauspieler das ganze Land. Er hatte zwar gar kein Talent zum Schauspieler, aber sein unruhiger Geist trieb ihn hinaus in's Weite, und erst während seiner Wanderjahre voll Noth und Leiden sollte sein poetischer Genius erwachen. Er beginnt zu schreiben und seine ersten Arbeiten erscheinen im Athenäum, einer wissenschaftlich belletristischen Zeitschrift. Petöfi machte gleich beim ersten Auftreten ungewöhnliches Aufsehen, doch ahnten die wenigsten die ganze Größe seines Talentes. Er konnte der Form nur schwer Meister werden, und seine geniale Originalität artete Anfangs gerne in unschöne Ueberschwänglichkeiten aus. Die Kritiker ließen den Dichter seine Mängel etwas zu hart fühlen und dieser antwortete durch bittere Satyren. Erst später, als er mit der deutschen, englischen und französischen Literatur genauer vertraut wurde,

sehen wir ihn dem Einfachen sich zuwenden. Er läßt seiner Phantasie nicht mehr alle Zügel schießen und erkannte noch zur rechten Zeit, daß der Dichter, um eigenthümlich zu sein, nicht in's Excentrische zu verfallen brauche.

Des Schauspielerlebens überdrüssig, geht der junge Poet nach Pest und von da nach Preßburg, wo er sich mit Abschreiben von Landtagsberichten für die Comitate ernährt. Sein Name wird bekannter, und als er nach Pest zurückkehrt, bewirkt Vörösmarty, der ruhmgekrönte Vorgänger Petöfi's, daß der Nationalkör (so viel als Zirkel, Casino) die Herausgabe der Erstlingswerke des jungen Dichters übernimmt. Es erscheinen zwei Hefte.

Um diese Zeit tritt er in nähere Verbindung mit den Leitern der periodischen Presse und wird Mitredacteur der Modezeitschrift von Emerich Vahott. Petöfi arbeitete unausgesetzt, und bei der wunderbaren Leichtigkeit, mit welcher er schrieb, konnte er schon Ende 1846 mit zwei starken Bänden Gedichte vor's Publikum treten. Er musterte sorgsam die unbedeutenderen Arbeiten aus, und auch das komische Epos, „der Dorfhammer", das er in zehn Tagen geschrieben hatte, wurde als eine poetische Uebereilung bei Seite gelassen. Während seiner Mitredacteurschaft am Divatlap von Vahott schrieb

er noch das ſpäter ſo beliebt gewordene komiſche Epos, Held János (in dreißig Tagen), er gab ferner kleine Sammlungen unter dem Titel „Etelke", „Cypreſſenlaub", „Liebesperlen" heraus, die mit wenigen Ausnahmen in der 1847 bei G. Emich in Peſt erſchienenen Geſammtausgabe ſeiner Gedichte wieder aufgenommen wurden. Auch im Roman verſuchte er ſich, doch ſein dießfälliger Verſuch fand keine Gnade in den Augen der ungariſchen Leſewelt und wurde von der Kritik ſcharf getadelt.

Im September deſſelben Jahres finden wir den unſteten Dichter im Szalmarer Comitate, wo er die Tochter eines Landwirthſchaftsbeamten von Erdöd kennen lernt. Er liebt das ſchöne, geiſtreiche Mädchen und Julie Szendrei erwiedert ſeine Leidenſchaft. Petöfi hält um ihre Hand an, doch die Eltern wollen von dieſer Verbindung nichts wiſſen. Durch eifrig gepflogenen Briefwechſel des treuen Aushaltens ſeiner Geliebten verſichert, begibt er ſich im Jahre 1847 wieder nach Erdöd. Julien's Eltern geben endlich nach, ohne jedoch förmlich einzuwilligen. Die Trauung wird den 8. September vollzogen, und ſchon am folgenden Tage führt der glückliche Dichter ſeine junge Frau aus dem elterlichen Hauſe. Er verlebt die Flitterwochen auf dem Landgute ſeines Freundes Alexander Teleki und kehrt

erſt Mitte October wieder nach Peſt zurück. Petöfi, der nun für eine an Wohlhabenheit gewöhnte Frau zu ſorgen hatte, vergißt darum die Pflichten des Sohnes nicht, und er nimmt ſeine verarmten Eltern zu ſich in's Haus. Er hatte ſie ſchon früher nach Kräften unterſtützt.

Das ereignißſchwere Jahr 1848 kam heran. Die Ueberraſchung, welche dieſe Ereigniſſe in Ungarn hervorriefen, konnte nur mit der freudigen Begeiſterung verglichen werden, die das ganze Land durchzuckte. Unſer Dichter begrüßte jubelnd die Umwälzung Frankreich's, welche ſeine ſchönſten Träume zu verwirklichen verſprach. Er theilte ſeinen Thatendurſt der geſammten Jugend der ungariſchen Hauptſtadt mit. Am Abende des vierzehnten März hielt er eine Rede im Kaffeehauſe der Juraten, in der er ſie zu einer Kundgebung für den nächſten Tag aufforderte. Als man ſich trennte, rief Petöfi ſeinen Freunden zu: „wenigſtens werde ich einen der Doppeladler, welche unſere Nationalwappen verdrängen, von unſeren öffentlichen Gebäuden herunterreißen.“ Am fünfzehnten ging der Liebling der Jugend, verabredetermaßen, auf die Univerſität, um die Studenten abzuholen. Dieſe folgten ihm und man begab ſich in Landerer's Druckerei, wo ſein Gedicht: „Auf Magyar“ ohne Cenſur gedruckt werden mußte.

Petöfi wurde zum Mitgliede des Peſter Sicherheitsausſchuſſes gewählt, an deſſen Verhandlungen er bis zu der am 15. April erfolgten Auflöſung desſelben thätigen Theil nahm. Als man in einer der Sitzungen über das vom Miniſter Szemere verfaßte „September"-Preßgeſetz verhandelt, ſpricht ſich Petöfi energiſch gegen dieſes Erſtlingswerk unſeres verantwortlichen Miniſters aus. Während der Dichter im Saale das Wort führt, gibt Emerich Vahott das verhaßte Geſetz unter dem Jubel der auf dem Rathhaus verſammelten Jugend den Flammen Preis und die Verhandlung iſt geſchloſſen. Am 1. April wurde die königliche Sanctionirung der vom Reichstage erlaſſenen Geſetze in Peſt bekannt, und der Sicherheitsausſchuß erklärte ſich damit einverſtanden und für vollkommen befriedigt. Nur Daniel Irányi ſprach für die Republik. Petöfi, der aus ſeinen republikaniſchen Meinungen nie ein Geheimniß machte, ſtimmte der Rede ſeines Freundes bei und wollte auch in dieſem Sinne das Wort ergreifen. Die Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes, die vor einem Conflicte mit dem Reichstage zurückbebten, beſtürmten Petöfi von allen Seiten, ſich zu beruhigen und der Majorität beizutreten. Nach langem Zureden fügte ſich dieſer endlich den Bitten ſeiner Collegen und legte ſein ungewöhnlich breites Schwert

auf den Tisch, indem er ausrief: „Nun, so sei es denn, doch darum zerbreche ich mein Schwert noch nicht, ich gürte es bloß ab."

Später bewarb er sich um einen Sitz in der ungarischen Nationalversammlung, und als er seinen Mitbewerber sich vorgezogen sah, griff Petöfi die Wahl an. Er suchte zu beweisen, daß sein Gegner die Mehrheit auf illoyale Weise für sich gewonnen hätte. Dieser antwortete noch heftiger, und der Dichter forderte ihn auf Pistolen. Der Geforderte will sich nur auf Säbel schlagen, und dieser Umstand veranlaßt Petöfi, einen Brief an die Kammer drucken zu lassen, worin er die Volksvertreter auffordert, daß sie den „Feigling" aus ihrer Mitte schließen.

Petöfi war ein gefühlvoller, guter Mensch, aber seine Reizbarkeit, seine ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit machten ihn Vielen unerträglich. Er sagte immer seine ganze Meinung ohne Rückhalt heraus, dem Minister und Vorgesetzten sowohl, als seinen Freunden. Für diese bewies er übrigens große Anhänglichkeit, sowie er in jeder Beziehung ein zuverlässiger Mann gewesen, auf dessen Wort man bauen konnte.

In den ersten Monaten der Revolution figurirt Petöfi als Mitredacteur der Életképek (Lebens-

bilder), während die eigentliche Redaction von seinem Freunde, dem talentvollen Novellisten Mor Jókay, geleitet wird. Jener schrieb hier und da Artikel, veröffentlichte zahlreiche patriotische Gedichte, hielt begeisternde Reden auf Volksversammlungen oder trug seine Poesien vor.

Als im October die perfide Politik der österreichischen Dynastie mein Vaterland unter die Waffen trieb, tritt Petöfi in die Reihe der Kämpfer. Er wird Hauptmann im 27. (oder 28.) Honvedbataillon, und in den ersten Tagen des nächsten Januar's befindet er sich in Siebenbürgen, wo er bei Bem Adjutantendienste verrichtet. Dieser gewann Petöfi bald sehr lieb. Der freie, ungezwungene Sinn des ungarischen Dichters sagte dem tapfern Polen zu. Petöfi führte seine französische Correspondenz und lebte überhaupt auf vertrautem Fuße mit dem General. Er zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Kühnheit aus, und Bem bezeichnete ihn zu wiederholten Malen als einen seiner tapfersten Offiziere. So that er sich beim Rückzuge von Herrmanstadt auf Déva hervor, und im März erhielt er bei Mühlenbach den ungarischen Tapferkeitsorden, den ihm Bem selber an die Brust heftete. Während der Belagerung der Feste Weißenburg verabredeten mehrere Freunde Petöfi's, ihm

einen Streich zu spielen. Sie sollten alle auf einmal Reißaus nehmen, um den Adjutanten Bem's durch diese vorgeschützte Panica vielleicht zu wirklicher Flucht zu bewegen. Doch dieser hielt ruhig dem Kugelregen Stand und gebärdete sich ganz wüthend, als man ihm später den wahren Sachverhalt erzählte. Er konnte es seinen Kameraden lange nicht verzeihen, daß sie auch nur einen Augenblick an seinem Muth zu zweifeln wagten. Bald darauf nahm er in Folge eines Streites mit dem Kriegsministerium seine Entlassung.

Um jene Zeit starb sein Vater und bald, nicht lange darauf, auch seine Mutter. Dieser doppelte Schlag des Schicksals schmerzte den Sohn tief. Es wurde schon oben erwähnt, mit welcher Liebe Petöfi an seinen Eltern hing, und seine Pietät für den alten Vater war während des Befreiungskampfes noch größer geworden, als der Sohn den Greis, auf die Nachricht vom bevorstehenden Einrücken der Russen zum Schwerte greifen sah. Später sagte er, jener Tag, an dem sein greiser Vater gegen den Feind in's Feld gezogen, wäre der glücklichste seines Lebens gewesen. Ein Gedicht, das er an den Vater richtete, schließt mit folgenden Worten: „Bisher, mein guter Vater, warst du stolz auf deinen Sohn, nun haben wir die Rollen gewechselt, der Sohn muß auf den Vater stolz sein."

In der zweiten Hälfte des Juli, nach dem Einfalle der Russen und dem Rückzuge der Regierung nach Szegedin, begibt er sich zu Bem nach Siebenbürgen. Der General war zu jener Zeit in der Moldau, Petöfi reist ihm nach und kehrt wieder mit ihm nach Marosvásárhely zurück. Hier herrschte der größte Schrecken; denn eine halbe Meile von dieser Stadt standen 4000 der Unsrigen 18,000 Russen gegenüber, und in Schäßburg wußte man überdieß 20,000 Mann feindlicher Truppen, die in zwei Märschen in Marosvásárhely eintreffen konnten. Bem's Rückkunft belebte den gesunkenen Muth wieder. Dieser wollte gleich Rettung verschaffen und beschloß, die Schäßburger Russen mit drei schwachen Honvedbataillons, 250 Husarenrekruten und 12 Kanonen, die er aus der Moldau zurückgebracht hatte, anzugreifen, weil nur durch deren Niederlage die Vereinigung der beiden Heere verhindert werden konnte. Am 31. Juli brach Bem mit seinem Generalstabe auf; Petöfi befand sich bei diesem.

Nach wenigen Stunden begann die Kanonade. Bem's Stellung war vortrefflich gewählt, da sie den Feind in Entwickelung seiner Kräfte verhinderte, und die Unsrigen keine Ueberflügelung zu befürchten hatten. Die Artillerie bestritt die Kosten der Schlacht

allein und die Kanonade war so fürchterlich, sie wurde so lebhaft von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends unterhalten, daß zwei Kanonen vor Hitze zersprangen und Fuhrknechte und Pferde vor Ermüdung zusammenbrachen. Ein Pulverwagen der Russen sprang in die Luft und richtete großen Schaden im feindlichen Lager an. Der Tod des Generals Skariatin (Flügeladjutant des Czaren) vermehrte die Bestürzung der Russen. Da rafften sich die feindlichen Uhlanen auf und machten einen Angriff auf unsere Husaren. Die armen Rekruten, die an jenem Tage zum erstenmale im Feuer waren, wichen, und Bem mit seinem Generalstabe sah sich bald vom Feinde umzingelt, da die Szekler nunmehr der Uebermacht des Feindes nicht Stand halten konnten. Die Kosacken fallen über Bem her, durchbohren ihn mit Lanzenstichen, lassen ihn für todt liegen und beschäftigen sich mit Plünderung seines Wagens. Bem war in einen Sumpf gefallen, aus dem er später von zwei im Maisfelde versteckten Husaren herausgezogen wurde. Am andern Morgen erschien er wieder in Marosvásárhely und bald stellten sich auch einzelne Offiziere seines versprengten Generalstabes ein. Nur Petöfi kam nicht wieder. Man ließ vergebens von allen Seiten nach ihm Erkundigungen einziehen, man erfuhr

nichts über sein Schicksal. Er muß gefallen sein, da die Liste der gefangenen Offiziere später bekannt wurde, und die Geretteten schon in den nächsten Tagen unter Bem in der siegreichen Schlacht bei Hermannstadt mitfochten oder den Truppen Alexander Gàl's sich anschlossen, der aus dem Szeklerlande nach Klausenburg zurückging. Petöfi war nicht unter ihnen, und trotz der heute noch in Ungarn gangbaren Gerüchte, der Liebling des ungarischen Volkes lebe noch, konnten wir doch nie Jemand ausfindig machen, der ihn gesehen hätte. Man glaubt nicht gerne an einen solchen Verlust, und es ist natürlich, daß das Volk sich so lange in Täuschungen ergeht, bis ihm die Hand der unerbittlichen Wirklichkeit den Schleier von den Augen reißt.

Petöfi hat seinen Tod auf dem Schlachtfelde in verschiedenen seiner Gedichte vorausgesagt:

Das letzte Wort, gehaucht mit freudgem Muth,
Verschlinge dann des Schlachtenhorns Geschmetter,
Der Schwerter Klang und des Geschützes Wetter.
Und über meinen Leichnam mögen fliegen
Zum Siege hin die schnaubenden Rosse,
Dieweil ich, euer Kampfgenosse,
Zertreten will im Staube liegen.
Dort sammelt einstens mein zerstreut Gebein
Zugleich mit dem Gebein der Helden ein,

Wenn ihr sie alle tragt mit Trauerklang,
Mit schwarz verhüllten Fahnen, stillem Gang
In's heilge Grab, das sie erwarben,
Als sie für dich, o Völkerfreiheit, starben.

Der Dichter hat den Tod gefunden, den er gewünscht, doch seine Bestattung durch die siegreichen Kämpfer der Freiheit muß bessern Tagen vorbehalten bleiben.

Petöfi hinterließ mehrere noch nicht herausgegebene Werke. In den Jahren 1847—1848 hatte er bereits wieder so viel kleinere Gedichte gesammelt, als die frühere Gesammtausgabe betrug. Dieselben scheinen bei einem Pester Buchhändler hinterlegt zu sein. Im Jahre 1849 schrieb er besonders viel auch außer den zahlreichen, zu jener Zeit veröffentlichten Gedichten. Ein größeres Gedicht, „der Apostel", ist ganz vollendet. Begonnen, aber leider nicht zu Ende geführt, wurden von ihm: ein historisches Drama, ein Volksepos: „Lebel" und eine Satire: „der Táblatiró" (politischer Zopf, wörtlich Gerichtstafelbeisitzer). Besonders zu bedauern ist der Verlust seines Tagebuches, das er seit dem Beginne der Revolution mit großer Gewissenhaftigkeit geführt hatte. Namentlich haben wir dadurch schätzenswerthe Beiträge zur Biographie und Charakterisirung Bem's verloren.

Petöfi las und ſchrieb auch während ſeines Kriegslebens. Seine Lieblingsſtudien waren die römiſchen Claſſiker und vorzüglich Tacitus. Er las unausgeſetzt deutſch, franzöſiſch und engliſch. Von den deutſchen Dichtern verehrte er Göthe, Lenau und Heinrich Heine. Von den Engländern waren Shakespeare, Byron und Thomas Moore ſeine Lieblingsſchriftſteller, die er immer wieder las. Von Letzterem liebte er die „irish melodies“ vorzüglich. Burns und Shelley hing er mit beſonderer Bewunderung an. Der ungariſche Dichter Arany nennt Burns irgendwo den ſchottiſchen Petöfi, und die Sympathie für dieſen Poeten bei unſerem Dichter erklärt ſich aus dieſer Geiſtesverwandtſchaft, welche Petöfi übrigens ſelber erkennen zu dürfen glaubte. Von den Franzoſen liebte er Victor Hugo beſonders. Beranger betete er an. Auch ließ er ſich nie über die franzöſiſche Literatur aus, ohne ſeinen Cultus für den franzöſiſchen Volksdichter in den glühendſten Worten an den Tag zu legen.

Man hat Petöfi ſehr häufig falſch beurtheilt. Bei der Unbeugſamkeit und Rückſichtsloſigkeit ſeines Weſens darf es nicht wundern, wenn er manchen Feind zählte. Aber ſein Charakter war darum doch edel und groß, er hatte alle guten Eigenſchaften, die er von Andern verlangte; er hatte ein Recht,

ſich ſo ſtreng zu zeigen, als er es gethan. Er arbeitete raſtlos und unter allen Verhältniſſen: Heiter oder niedergeſchlagen, das nulla dies sine linea war ihm Geſetz. Zur Arbeit mußte er immer geſtimmt ſein, ſo erheiſchte es ſein eiſerner Wille.

Petöfi war von mittlerer Statur und edlen einnehmenden Geſichtszügen. Die hohe Stirne, das blitzende Auge verriethen den Auserwählten. Haltung und Gang ſtolz, ſeine Sprache ungezwungen, doch ließ er ſich leicht zu feurigen Reden hinreißen, und in ſolchen Momenten liebte er den bilderreichen, ſchwungvollen Ausdruck. Er war Jedermann zugänglich, obgleich es ihm keineswegs an Bewußtſein ſeines Werthes fehlte. Sein Anzug mußte immer einen ungariſchen Zuſchnitt haben.

Wir haben in folgender Sammlung bloß eine Auswahl der vormärzlichen Gedichte gegeben, die nachmärzlichen ſollen bei einer andern Gelegenheit folgen.

Während der letzten Jahrzehnte ſind in Ungarn viel außergewöhnliche poetiſche Talente aufgetaucht, die namentlich auf dem Gebiete der Lyrik Manches leiſteten, was auch einem weiteren Leſekreiſe bekannt zu ſein verdiente. Vörösmarty mit ſeinen zarten Liebesliedern, ſeinen gelungenen Heldengedichten, Czuczor mit ſeinen prachtvollen Epen und nied-

lichen Volksliedern, Tompa mit seinen schwärmerischen Poesien, seinen tiefsinnigen Volkssagen, Arany mit seinen originellen volksthümlichen Heldensagen, Erdély's reizende Balladen würden auch von der deutschen Lesewelt mit Anerkennung aufgenommen werden. Die Genannten haben alle mehr oder minder größere Vorzüge, ihre Werke inneren poetischen Werth genug, um auch auf das Interesse des nichtungarischen Publikums Anspruch machen zu dürfen. — Aber bei weitem am ursprünglichsten und bedeutendsten ist Petöfi, der jüngste von ihnen.

Leider ist der uns gegönnte Raum zu beschränkt, sonst würden wir gerne das Verhältniß Petöfi's zur modernen ungarischen Literatur und das Verhältniß dieser zur älteren ausführlicher schildern. Man glaubt nämlich mit Unrecht, daß der Aufschwung, welchen die ungarische Literatur seit dem Jahre 1825 genommen, eine vereinzelte Erscheinung sei, welche nur in dem wieder erwachten Nationalgeiste Ungarn's ihren Grund, aber keinen Rückhalt in der Vergangenheit hat. Es muß aber schon bei einer flüchtigen Beurtheilung unserer modernen Literatur und zum Beispiele der Petöfi'schen Gedichte klar werden, daß man in so kurzer Zeit eine Sprache nicht zu jenem Grade von Vollkommenheit bringen könne,

en eine Sprache, in der solche Gedichte geschrieben
erden, nothwendigerweise habe muß. Die Ent-
ickelung der ungarischen Schriftsprache muß daher
on Jahrhunderten her datiren und wir eine Jahr-
underte alte Literatur besitzen. Diese Voraus-
etzung ist auch wirklich bestätigt, und mein Vater-
land hat sich, wie seiner politischen Vergangenheit,
auch der literarischen nicht zu schämen. Unser ge-
lehrter Literarhistoriker Franz Toldy veröffentlicht
in diesem Augenblicke eine Geschichte der Literatur,
welche zeigen wird, daß man das Volk des Ostens
im Westen nicht bloß in politischer Beziehung nicht
gehörig gekannt hatte. Die Gefahren, welche der
magyarischen Nationalität, ebenso wie den nicht-
magyarischen, in der österreichischen Gleichberechtigung
drohen, haben die geistigen Kräfte Ungarn's wieder
emporgerüttelt, und Männer wie Joseph Ulermény,
Gabriel Kazinczy, Eduard Zsedényi, Joseph Eötvös,
Franz Toldy, Johann Erdély, Moritz Jókay, Anton
Reguly, Andreas Fáy, Sigmund Kemény, Paul
Somsich, Paul Hunfalvy, Anton Csengery, Karl
Vida und Alexius Fényes, die wir vor und wäh-
rend der Märzereignisse auf getrennten Bahnen
wandeln sahen, haben sich vereinigt, um dem Vater-
lande aus dem Spiegel seiner bedeutenden litera-
rischen Vergangenheit die gegründete Hoffnung einer

ſchöneren Zukunft entgegenſtrahlen zu laſſen. Die Wiederherausgabe der leider auch bei uns nicht genug gewürdigten älteren Schriftſteller Ungarns, wird darthun, daß die Anſprüche meines Vaterlandes eine ſelbſtſtändige Rolle in der europäiſchen Culturgeſchichte zu ſpielen, nicht von den glorreichen Thaten unſerer Honved's datiren.

Petöfi's Gedichte haben, wie die Werke eines jeden großen Dichters, den Vorzug, den Geiſt ihres Volkes wiederzuſpiegeln. Petöfi iſt wie Beranger ein Volksdichter und ſeine Gedichte ſtrömen wieder zum Volke zurück, aus deſſen Herzen ſie gefloſſen. Sie ſind Nationaleigenthum geworden und leben im Munde des Volkes ſelbſt dort, wo man vom Dichter derſelben nichts weiß. Das leiſe Wehe, das ſich durch die meiſten, oft auch die heiterſten dieſer Gedichte hindurchzieht, iſt eine Eigenthümlichkeit des ungariſchen Nationalcharakters, ſowie es eine Eigenthümlichkeit der ungariſchen Nationalmuſik iſt. In Lenau's Muſe, welche Deutſchland ganz für ſich in Anſpruch nehmen darf, finden ſich dieſe ſchmerzlichen Anklänge auch immer wieder, obgleich ſie in das Gewand des philoſophiſchen Zweifels, des deutſchen Scepticismus ſich verhüllen. Es iſt bezeichnend und verdient erwähnt zu werden, daß der deutſche Dichter ſich die heimathlichen Zigeunerweiſen

vorzuſpielen pflegte, während er den Eingebungen ſeiner Muſe entgegenhorchte.

Der Schmerz in den ungariſchen Volksweiſen und Volksgedichten hat eine hiſtoriſche Grundlage, es iſt die Klage über das fremde Joch. Der Poet kann keinen würdigeren Gegenſtand für ſein Lied finden, als den vergangenen Glanz ſeines Vaterlandes. Die Hoffnung einer gleich ſchönen Zukunft iſt der beſte Troſt für die Trauer der Gegenwart. So ſehen wir auch in Petöfi den Propheten der Ereigniſſe, welche im Jahre 1848 ganz Europa erſchütterten. Er beweinte oft den Roſt an ſeinem Schwerte, aber gab auch die Zuverſicht nie auf, es im Kampfe für die Freiheit gegen den Feind des Vaterlandes wieder blank zu wetzen. Er fleht zu Gott um den ſchönen Tod für die Freiheit, er will das Brautbett verlaſſen, ſowie es gilt, für Vaterland und Freiheit in den Kampf zu ziehen, — und er hat redlich Wort gehalten. Für ihn war die Liebe zur Freiheit und zu ſeinem Vaterlande keine leere Phraſe, wie ſie unſerem edlen Volke, deſſen Dollmetſch Petöfi, auch keine geweſen.

Petöfi beſingt die Schönheiten, den Reichthum des ſchönen Landes. Er beſingt die reizenden Frauengeſtalten, den feurigen Wein, das ſchnelle Roß, aber der ſchmerzliche Vergleich der großen

Vergangenheit mit der kleinen Gegenwart verleiden ihm den Genuß an den Freuden des Lebens. Kann ein edles Weib den Mann lieben, der sich nicht zuerst der Freiheit angetraut hat, kann sie seinem Schutze trauen, der sich selber nicht zu schützen vermag? Was hilft der Feuerwein, wenn er nicht mehr zu Heldenthaten, zum freien Worte begeistern darf? Was soll ihm das Roß, wenn die Schlachttrommete es nicht in den Kampf gegen den Tyrannen des Vaterlandes ruft?

Die Klage des Dichters, der Schmerz des Patrioten hat im Herzen des Volkes ein lautes Echo gefunden, und dieses zeigte bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, daß es der schönen Gottesgaben würdig sei, mit denen sein Land reichlich gesegnet ist wie keines.

Petöfi hat den Lohn für sein edles Wirken in der Erhörung seines Gebetes gefunden:

Doch nein! — Also zum Himmel sprach ich:
O laß uns sein vom Lenz beglücket;
Vom Lenz des Kampfs, der Männerherzen
Mit Rosen, blutgen Rosen schmücket.

Es singt die Nachtigall der Schlachten,
Begeistert ruft das Horn zum Ruhme —
Dort ist mein Platz! — auch meinem Herzen
Entsproßt die blutge Todesblume.

Und sink ich nieder dann vom Rosse,
So schließe du, die ich erlesen,
Im Kuß die Lippe mir, o Freiheit,
Du herrlichstes der Himmelswesen.

Er hat die wiedererwachte Größe seines Vaterlandes gesehen und war glücklich genug, die Verwirklichung seiner letzten Prophezeihung, den Verrath des ehrvergessenen Vaterlandssohnes nicht erleben zu dürfen.

Paris, im Juli 1851.

Friedrich Szarvady.

Meine Lieder.

In Sinnen oft verſenkt nur halb begreif ich
Den dämmervollen, eigenen Gedanken,
Das weite, theure Vaterland durchſtreif ich,
Durchſtreif die Welt ... da hat ſie keine Schranken —
Das Lied, das meiner Seele dann entblüht,
Strahlt träumend wie der Mond durch mein Gemüth.

Vielleicht wär's gut, das Träumen zu bezwingen,
Bedächtig lebend meiner Zukunft Tagen,
Zu ſorgen ... doch warum mit Sorgen ringen?
Der Herr iſt gut, er wird ſchon Sorge tragen.

Das Lied, das meiner Seele dann entblüht,
Umſchwärmt als Schmetterling mein leicht Gemüth.

Wenn eine ſchöne Jungfrau wo ich finde,
Sinkt tiefer noch das Leid, das mich umnachtet,
Ich ſchau in's Auge lang dem ſchönen Kinde,
Wie ſich der Schwan im ſtillen See betrachtet.
Das Lied, das meiner Seele dann entblüht,
Umrankt wie wilde Roſen mein Gemüth.

Ob ſie mich liebt? — Das Glück macht mich zum Zecher —
Sie liebt mich nicht. — ich trinke Tod den Schmerzen —
Allüberall wo Wein erglänzt im Becher,
Da jubelt bunte Laune bald im Herzen.
Das Lied, das meiner Seele dann erblüht
Umwölbt als Regenbogen mein Gemüth.

Doch während meine Hand den Becher ſchwinget,
Umklirrt die Kette tauſend Völker Hände,
Und wie melodiſch hier der Becher klinget,
So dumpf durchklirrt die Feſſel Kerkerwände.
Das Lied, das meiner Seele dann entblüht,
Umhüllt als düſtre Wolke mein Gemüth.

Was rafft ſie ſich nicht auf, die Schaar von Knechten?
Wie lange noch will ſie die Kette tragen?
Will warten ſie, bis Gott von ihrer Rechten
Den Roſt die Feſſel läßt herunternagen?
Das Lied, das meiner Seele dann entblüht,
Durchzuckt als wilder Blitzſtrahl mein Gemüth.

Lieder der Liebe.

Was frommt es mit der Pflugſchar ....

Was frommt es mit der Pflugſchar
Das Brachfeld aufzuroden,
Wenn du nicht Samen ſtreueſt,
Bringt Unkraut nur der Boden.

Gleichwie des Pflügers Eiſen
Das Feld in Furchen ſpalten,
So hat's mit meinem Herzen,
O Kind, dein Blick gehalten.

Umſonſt haſt du's durchwühlet,
Es wächſt nur Schmerz, doch ſäe
Die Liebe, daß die Roſe,
Die dornenlos, erſtehe.

Mein Gott mit Sehnſucht harr ich ....

Mein Gott mit Sehnſucht harr ich
Der Stunde, reich an Glücke,
Da ich, die mir beſchieden,
An meinen Buſen drücke.

Wie wird mein Lieb wohl ausſchaun?
Dieß Eine zu erfragen,
Trag ich ſo tiefe Sehnſucht,
Wie Niemand noch getragen.

Wird blond, wird braun das Haar ſein?
Das Aug, wird's ſchwarz, wird's blau ſein?
Wird ſie wie Zedern ſchlank ſein?
Wird ſie von kleinem Bau ſein?

Schön iſt die Blond und Braune,
Wenn ſie nur ſchön erblühte;
Wie erſt wenn mit der Anmuth
Sich paart des Herzens Güte.

Mein Gott, ſoll eine ſolche
Durch deine Gnade mein ſein,
Mich kümmert's nicht, mag braun ſie,
Mag groß ſie oder klein ſein.

Hinweg von meinem Antlitz ....

Hinweg von meinem Antlitz, Trübsinn,
Du schwarzes drückendes Visir!
Komm Frohsinn, leichter, bunter Czako,
Mit deiner Federn luftgen Zier.

Hinweg, o Trübsinn, fort du Lanze,
Gen ihren eignen Herrn gezückt,
Komm Frohsinn, holder Strauß von Blumen,
Der heiter jeden Busen schmückt.

Hinweg, o Trübsinn, Höllenfolter,
Auf der das Herz des Dulders liegt.
Komm du, o Frohsinn, Bett von Dunen,
Das sanft in Himmelsträume wiegt.

Komm Frohſinn, lachender Genoſſe,
Wir feiern heut ein Luſtgelag,
So groß und herrlich, wie wir beide
Gefeiert nicht bis dieſen Tag.

Komm Frohſinn, komm durch alle Himmel
Gieß deines Regenbogens Glanz,
Laß klingen deine Geiſterlieder,
Spiel meinem Herzen auf zum Tanz.

Und fragſt du mich, Geſelle Frohſinn,
Warum mein Herz von Feſten ſpricht?
Weil ich es heute noch erfahre,
Ob ſie mich liebe oder nicht.

Und kehren wir zurück vom Mädchen,
Und kehren wir der Liebe bar,
Dann ſchick ich dich auf weite Reiſen,
Vielleicht, mein Freund, für immerdar.

Wohl bange war ich vor der Stunde,
Vor dem entscheidenden Moment,
Doch meines Muthes Asche flammet
Auf's Neue auf und loht und brennt.

Schmach dem Soldaten, Schmach dem Feigen,
Der traurig folgt dem Aufgebot;
Drum auf zur Lust — wir folgen freudig
Zum Sturme — Leben oder Tod!

Ich that, was mir nur möglich ....

Ich that, was mir nur möglich,
Mein Herz, das hoffnungsvolle,
Es harrte, daß ſie endlich,
Mich endlich lieben ſolle.

Es tobte meine Seele
Wild, gleich dem Feuerbache,
Der, aufgejagt vom Sturme,
Hineilt von Dach zu Dache.

Jetzt iſt ſie ſtille worden,
Gleich friedenvollen Flammen,
Um die am Herbſtesabend
Die Hirten ruhn zuſammen.

Ich war ein toller Wildbach,
Der ſich durch Felſen bäumte;
Es ſtürzte meine Woge,
Die mit Getöſe ſchäumte.

Jetzt bin ich, wie die Quelle,
Die ſinnige, die ſanfte,
Die ſtill die Blumen liebet
An ihrem grünen Ranfte.

Ich war die ſteile Firne,
Auf deren Spitze hauſte
Der Blitz, der donnerſchwangre,
Um die der Adler brauſte.

Jetzt bin ich tief im Thale
Der Bühl, bedeckt vom Strauche,
Den Nachtigallenklagen
Umwehn im Abendhauche.

Ich war ... was war ich Alles!
Was hat aus mir das Lieben
Nicht ſchon gemacht! — Sie aber
Iſt ſtets dieſelbe blieben.

So theuer ſollt ich's zahlen?
Genug! — hier halt ich inne!
Wer weiß, ob ſolches Opfer
Belohnt wird vom Gewinne.

Abſtreif ich deine Feſſel,
O Liebe, und ich hätte
Sie lieb die theure Feſſel —
Doch bleibt ſie eine Kette.

Und nun, du meine Seele,
Magſt du die Flügel breiten
Und fliegen, wo dich rufen
Der Freiheit Ewigkeiten.

Geiſt meiner Phantaſie ....

Geiſt meiner Phantaſie, unirdſche Brut —
Der Donner hat ihn mit dem Blitz gezeugt,
Er ward als Kind mit Drachenmilch geſäugt,
Und dann als Jüngling trank er Löwenblut.

Nicht zu bezwingen war der wilde Geiſt,
Von Land zu Lande zog er hin und her,
Und Eins ward er mit Luftorkan und Meer,
Und Erd und Firmament hat er durchſtreift.

Er flog als ein Komet durch's Haideland,
Zum grünen Wald, auf blaue Höhn hinaus,
Im grünen Walde riß er Eichen aus,
Von Bergen wälzte Felſen ſeine Hand.

Wo weilt er jetzt? — bei einem Blumenbild,
Der wilde Knab ruht aus bei dir mein Kind,
Da seufzt er nun gleich krankem Abendwind, —
Mein wilder Geist, wie wardst du zahm und mild.

Mein Gott in deiner Allmacht, bring zurück ....

Mein Gott in deiner Allmacht, bring zurück
Den ſchönen Augenblick, der längſt entſchwand,
Den ſchönen Augenblick, ſo reich an Glück,
Da ſie zum erſtenmal in Lieb entbrannt, —
Da ihre Lippe, von dem Laut begnadet
Des liebenden Geſtändniſſes, erſchrickt —
Ich ſei dabei — dem ſüß ihr Auge blickt
Und zu des Kuſſes Seligkeiten ladet.

Und gerne geb ich dir dafür zurück
Des zwanzigjährgen Lebens frische Blüthe,
Der schönen Hoffnungen geträumtes Glück,
Das in der Zukunft suchte mein Gemüthe.
Und wenn dem Menschen wirklich Himmelsfrieden
Und Himmelswonnen werden einst zu Theil,
So sei als Preis von meinem Seelenheil
Das theuerste Jahrhundert dir beschieden.

Daß in der Schule furchtbar träge . . . .

Daß in der Schule furchtbar träge
Und faul ich war, geſteh ich gerne —
Sei du mein Lehrer, theures Mädchen,
Und glaub, daß froh ich von dir lerne.

Und nur von dir kann ich erlernen,
Was ich zu wiſſen jetzt begehrte;
Das lehret keine hohe Schule
Und unterweiſen nicht Gelehrte.

Willſt du alſo mich unterrichten,
Und biſt mein Lehrer du von heute:
Das Eine nur möcht ich erfahren,
Was denn das Wörtlein Glück bedeute?

Es koſtet nur geringe Mühe,
Bedarf auch keines Redeſchwalles —
Nur ein Moment ... und ſchweige ſtille ...
Ein Blick ... und ſchön erklärt iſt Alles.

Es zieht der Mond, der Buhle der Nacht ....

Es zieht der Mond, der Buhle der Nacht;
Ihm folget nach nicht fern,
Als treuer Begleiter, als holder Page
Der kleine Abendſtern.

Auch ich bin auf der Wanderung,
Auch ich bin nicht allein,
Den Mond begleitet der Abendſtern,
Mich ſüße Liebespein.

So gehe nur, o Mond, ſo gehe
Zu deiner braunen Nacht,
Auch ich geh hin, geh hin, wo für mich
Ein braunes Liebchen wacht.

Was fließet auf dem Felde ....

Was fließet auf dem Felde?
Des Bächleins Perle fließet.
Und auf der Liebſten Wange?
Der Quell, den Leid vergießet.

Und mag das Bächlein fließen,
Und mag es immer fließen,
Ich ſeh die rothe Roſe
Am grünen Rande ſprießen.

Doch deine Thräne, Liebchen,
Laß ſie nicht länger fließen,
Es welkt der Wangen Roſe,
Wenn Thränen ſie begießen.

Als mein Weib dich ....

Als mein Weib dich, ach, wie gerne ſäh ich,
Doch umſonſt zu deiner Mutter fleh ich;
Sie verſagt mir deine theure Hand,
Und aus Gründen, die ich nie verſtand.

Traurig — möcht ich weinen oft vor Grämen,
Würd ich mich ſo weich zu ſein nicht ſchämen.
Wär ich eine Wolk am Himmel, ach,
Dann zu weinen wär es keine Schmach.

Wär ich als des Feldes Korn geſchaffen,
Würde jetzt mich hin die Sichel raffen,
Und es brächte dieſe Erntezeit
Ruhe meinem Sein und meinem Leid.

Das Blatt der Blume muß verwehn ....

Das Blatt der Blume muß verwehn,
Ich muß von meinem Liebchen gehn,
So Gott mit dir
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Der Mond verbleicht in dunkler Nacht —
Was hat uns beide blaß gemacht?
So Gott mit dir
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Vom Thaue leuchtet Zweig und Ried,
Von Thränen unſer Augenlid,
So Gott mit dir
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Noch wird ein Frühling auferſtehn,
Für uns vielleicht ein Wiederſehn,
So Gott mit dir
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Die Blumen ſind ſo traurig ....

Die Blumen ſind ſo traurig,
Sie ſind verſenkt in Leiden,
Ihr Tod iſt nicht mehr ferne,
Bald wird der Sommer ſcheiden.

Gleich der ergrauten Locke
Vom alten Kriegerhaupte,
So ſinkt vom Baume nieder
Das Blatt, das ihn belaubte.

Umſonſt ringsum durchforſch ich
Die Wieſen und die Fluren —
Vom letzten grünen Sträuchlein
Verſchwunden alle Spuren.

Doch Eines blieb und grünet,
Du Seele mein, die blühet —
Du grünst als Strauch, um welchen
Umsonst der Herbst sich mühet.

Du grünst und blühest immer
Trotz aller Winterschrecken,
Das Laub glückselger Liebe
Wird ewig dich bedecken.

Wie eigenthümlich träumt ich ....

Wie eigenthümlich träumt ich heute!
Du, Mädchen, haſt mein Herz durchſtochen,
Es floß das Blut — aus jedem Tropfen
Iſt eine Roſe aufgebrochen.

Wer ſagt mir, was der Traum bedeute?
Er will mir nur die Liebe malen:
Das arme Herz quält ſie zu Tode,
Und ach, wie ſüß ſind dieſe Qualen!

Ihr Augen, voll von Allgewalt ....

Ihr Augen, voll von Allgewalt,
Seht mich nicht an ſo kalt, ſo kalt.
Es iſt mein Tod ... ihr tödtet mich,
Ihr tödtet mich ganz ſicherlich,
Ganz ſicherlich.

Doch blickt nur Augen fort und fort,
Begeht den Mord, begeht den Mord,
Dann lächelnd ſollt ihr niederſehn
Und wieder werd ich auferſtehn,
Ja auferſtehn.

Als wir zuſammengingen ....

Als wir zuſammengingen beide ...
Ich ſchwieg, du gingſt mit ſtummem Munde,
Was gäb ich drum, wenn ich es wüßte,
Was du gedacht in jener Stunde.

Ich meines Theils, ich dachte ... dachte ...
Ich dachte ſo, daß ... und ſo weiter ...
Ich weiß nur, Alles, was ich dachte,
War hoffnungsvoll und ſchön und heiter.

Und kein Gedanke, der nicht lieblich,
Wie Glöcklein zauberhaft geklungen;
Wohl zauberhaft, doch oft auch traurig,
Daß ſchier mein Herz davon zerſprungen.

Kaum hab ich dich erſchaut, o Mädchen ....

Kaum hab ich dich erſchaut, o Mädchen,
Ich habe dich geliebt ſogleich,
Es ging mir, wie dem Baume, welchen
Verzehrend trifft des Blitzes Streich.

Ich war ein Baum, ein morſcher, dürrer,
Sein Laub fiel welkend von den Aeſten;
Wie freu ich mich, daß ich's geweſen,
Der dürre Baum, er brennt am beſten.

Mein Herz, gefangner Vogel du ....

Mein Herz, gefangner Vogel du,
Den Käfiggitter eng umſchließen,
Sei ſtill da drin, gib dich zu Ruh,
Was wirfſt du dich ſo ab und zu?
Wenn deine Flügel ſich zerſtießen,
Du könnteſt leicht dein Blut vergießen.

Doch immer zu mit deinem Treiben!
Ob auch das Leben dir entflieht,
Mit deinem Blute werd ich ſchreiben,
Mein Liebeslied, mein Schwanenlied.

Es glänzt ein Stern ....

Es glänzt ein Stern dort oben
Am reinen Himmelszelt,
Es iſt der ſchönſte Stern
Der ganzen Sternenwelt.

Und in mir ſpricht es, ſagt es:
Von deinem Liebchen kommt der Schein,
Verlaß die dunkle Erde,
Flieg auf, ſie wartet dein.

Wie gerne folgt ich ihr, wie gerne,
Doch ſtreb ich ihr vergebens nach,
Denn was zu ihr mich tragen könnte,
Die Leiter, ach, der Glaube, brach.

O ſprich, wo biſt du hingerathen ....

O ſprich, wo biſt du hingerathen,
Mein alter Frohſinn, holder Knabe,
An deſſen Statt ich jetzt die Schweſter,
Die Trauer, zur Gefährtin habe.

Mein junges Herz, es war dein Spielzeug,
Du liefſt mit ihm nach allen Enden —
Dahin, — die ganze Welt durchliefſt du
Und wiegteſt es in weichen Händen.

So liefſt du hin bis du geſtrauchelt,
Und fielſt am Hügel eines Grabes —
Das Spielzeug ſank aus deinen Händen,
Mein Herz zerbrach und Scherben gab es.

Im Walde, wo ich gehe ....

Im Walde, wo ich gehe,
Stehn Eichen, hohe, ſtolze —
Viel Blumen blühn beſcheiden
Ringsum im dunklen Holze.

Die Bienen um die Blumen, —
Die Vögel in den Blättern, —
Hier unten leiſes Summen,
Dort oben lautes Schmettern.

Kaum daß der Baum ſich reget,
Daß ſich die Blumen neigen,
Sie horchen nach den Tönen,
Verſenkt in tiefes Schweigen.

Sind ſie vielleicht im Traume?
Umweht von leiſem Schlummer?
Auch mich umweht ein Träumen,
Ein Träumen voll von Kummer.

Und träumend ſo betracht ich
Des Baches wilde Wellen,
Die raſcher als die Pfeile
An mir vorüberſchnellen.

Sie eilen hin und jagen,
Als wollten ſie erreichen
Die Schatten jener Wolken,
Die dort am Himmel ſtreichen.

So euch, ihr Jugendträume,
Folgt ich in frühern Tagen,
Auch ihr, nur flüchtge Schatten,
Wart nimmer zu erjagen.

Geht, geht Erinnerungen —
Ach, ich vergaß indeſſen
Faſt, daß in Einſamkeiten
Ich ſuchte das Vergeſſen.

Vergeſſen.

Mit einem Vorſatz nur hat ſie gerungen,
Dich zu vergeſſen, dich den falſchen Jungen.
So lang iſt das Vergeſſen ihr gelungen —
So lang vergaß ſie bis ihr Herz zerſprungen.

Wenn ich nur dich nicht kennte.

Ich wollt, ich wär im weiten Meer
Ein ödes, kahles Inſelland,
Zu deſſen Strand noch nie ein Menſch,
Ein Vogel nie die Wege fand;
Wenn ich nur dich nicht kennte!

Ich wollt ich wär ein Fels von Eis
Am kalten, fernen Pol der Welt,
Auf welchen nie ein Sonnenſtrahl
Zerthauend, wärmend niederfällt,
Wenn ich nur dich nicht kennte!

Ich wollt ich wär der Wüſtenſand,
Der um der Erde Gürtel fließet,
Auf den die Sonne ihre Glut
In Feuerſtrömen niedergießet,
Wenn ich nur dich nicht kennte!

Ich wollt ich wär ein wandelnder,
Unſtäter und verdammter Geiſt,
Der, ſelbſt im Sarge ohne Ruh,
Die ſtille Mitternacht durchkreiſt,
Wenn ich nur dich nicht kennte!

Es drückte nicht ſo hart das Leid,
Das mir das Schickſal zugedacht,
Und leichter wäre mir die Laſt,
Des Lebens ſchweres Kreuz gemacht,
Wenn ich nur dich nicht kennte!

Und doch, und doch! ... trotz aller Pein,
Mein Leben wär kein Leben mehr,
Und ſelbſt die höchſte Seligkeit,
Sie wär für mich nur ſchaal und leer,
Wenn ich dich nicht kennte!

Allein, von aller Welt geſchieden ...

Allein, von aller Welt geſchieden,
In einer Hütte ſtillem Frieden
Zu leben, dich allein dabei ...
O ſchöne, ſüße Träumerei!

Wie gerne will die Welt ich meiden,
Die doch ein Schlachtfeld nur dem Leiden.
Wir kämpfen, ach! ... was iſt der Preis?
Vielleicht ein armes Lorbeerreis.

Darum ſoll ich vom Kampf nicht weichen?
Mein Herz hingeben Schwerterſtreichen?
Der Lorbeer, den der Kampf uns flicht,
Bedeckt die Wunde, heilt ſie nicht.

In meine Hand, Kind, leg die deine,
Dein Weg iſt fürder auch der meine,
Doch ziehn wir bis in Nebelgrau,
Mein Blick die Wahlſtatt nicht erſchau.

So ziehn wir fort und ohne Weile,
Daß uns das Vöglein nicht ereile,
Das traurig ſingt von meinem Leid
Das Angedenken alter Zeit!

Ach meine Liebe ....

Ach meine Liebe iſt die Lerche nicht,
Die, auferweckt vom jungen Morgenlicht,
Von ihren Lippen ſüße Lieder gießet,
Weil Sonnenroſenkuß die Welt umfließet.

Und meine Liebe iſt kein Gartenplan,
Auf deſſen ſtillem Teiche ſchwimmt der Schwan,
Der ſeinen weißen Hals mit Grüßen neiget,
Dem Strahl des Monds, der aus der Tiefe ſteiget.

Und meine Liebe iſt kein ruhig Haus,
Drin Glück als Mutter wandelt ein und aus,
Und der als Kind die Freude ward beſchieden —
Und rings als Garten dehnt ſich ſüßer Frieden.

Nein, meine Liebe iſt die Wüſtenei,
Drin lebt die Eiferſucht als Räuber frei,
Verzweiflung iſt der Dolch, den hoch ſie ſchwinget,
Deß jeder Stich mir tauſend Tode bringet.

Glückſelige Nacht ....

Glückſelige Nacht! ich bin bei meiner Roſe.
Im kleinen Gärtchen, welch ein hold Gekoſe —
Ringsum iſt's ſtill, der Hund bellt in der Ferne,
Das Himmelszelt
Iſt ſchön erhellt,
Es glänzt der Mond, es glühn die Sterne.

Es wäre ſchlimm, wenn ich als Stern geboren,
Ich hätt mich oft von meinem Platz verloren,
Ich hätt verſchmäht des Himmels Seligkeiten
Und jede Nacht
Mich aufgemacht,
Zu dir, mein Lieb, herabzugleiten.

Glanzvoller Stern ....

Glanzvoller Stern, o thu mir kund,
Warum du oben nicht geblieben?
Und ſag es mir, was war der Grund?
Der dich vom Himmel hat vertrieben?

„Ich ſah das Aug von deinem Lieb,
Wie mußte da mein Glanz erblaſſen!
Und Neid nur war es, was mich trieb,
Den Sternenhimmel zu verlaſſen.“

Komm her mein Pferd ....

Komm her mein Pferd, nimm Sattel, Zaum
und Zügel,
Bei meinem Täubchen ruh ich heut noch aus.
Schon steckt mein linker Fuß in deinem Bügel,
Doch meine Seele ist schon längst voraus.

Ein Vogel fliegt — er mag zum Weibchen
fliegen —
Er eilt ... schon fliegt er weit vor uns einher.
Mein Roß, laß dich im Fluge nicht besiegen,
Er liebt als ich sein Täubchen doch nicht mehr.

Es regnet, regnet, regnet ....

Es regnet, regnet, regnet,
Von Küſſen iſt's ein Regen,
Und meinen Lippen
Bekommt der Segen.

Der Regen, Regen, Regen
Will ſich mit Blitzen paaren,
Aus deinen Augen ſeh ich
Die Blitze fahren.

Es donnert, donnert, donnert! —
Ach, wie das ſchrecklich hallte!
Ich muß mich trollen,
Es naht die Alte.

Die Wolken ſenken ſich und neigen ....,

Die Wolken ſenken ſich und neigen,
Es ſtrömt der Regen von den Zweigen,
Es fällt das Blatt mit trübem Schall,
Und immer ſingt die Nachtigall.

Spät ſteh ich hier auf dunkler Stätte,
Mein Liebchen biſt du ſchon zu Bette?
Hörſt du wie das betrübte Lied
Der Nachtigall durch's Dunkel zieht?

Der Regen gießet ſtrömend nieder,
Doch immer klingen ihre Lieder,
Wer ſie belauſcht mit ihrem Sang,
Dem wird's im tiefſten Herzen bang.

Wenn du nicht ſchläfſt, du holde Schöne,
So horch auf ihres Liedes Töne.
Der Vogel iſt mein Liebesſchmerz,
Er iſt mein ausgeſeufztes Herz.

Hoch fliegt die Wolke über mir ....

Hoch fliegt die Wolke über mir,
Und meine Roſe iſt weit von hier.
Die Wolke will gen Abend fliehn,
Es muß die Sonne nach ihr ziehn.

Flieg Wolke meiner Roſe zu,
Sag ihr, daß ich ſo trüb wie du.
Kommſt Sonne du an ihr vorbei,
Sag, daß wie du ich glühend ſei.

Ein hundertfaches Bild iſt meine Liebe ....

Ein hundertfaches Bild iſt meine Liebe
Und ſieht dich ſelbſt als hundertfaches Bild;
Bald biſt du ein beglücktes Inſelland,
Das meine Lieb als wilder Strom umſchwillt.

Bald wieder, meine Holde, ſehe ich dich
Als ſchönes Kirchlein ... an der Kirchenwand
Schlingt ſich der Epheu, meine Lieb, empor
Und klammert feſt ſich an mit grüner Hand.

Dann ſeh ich wieder dich als Wandersmann,
Den meine Lieb als Räuber überfällt,
Und manchmal als ein Bettler, der ſich dir,
Almoſen flehend, in den Weg geſtellt.

Bald biſt du der Karpath, die Wolke ich —
Dein Herz umlagre ich mit Donnerſchall;
Bald biſt du wieder mir ein Roſenhag,
Und ich durchſinge dich als Nachtigall.

So iſt ſie, meine Liebe, welche doch
Nie aufgehört, nie ſtarb und nie entſchlief;
Nie nahm ſie ab, ſie wurde ſanfter nur ...
Oft iſt er ſtill der Fluß, doch iſt er tief.

Falb iſt die Farbe meines Roſſes ....

Falb iſt die Farbe meines Roſſes,
Es glänzt ſein Haar wie Gold und blinket;
Den Namen hat's von einem Sterne,
Und ſchnell iſt's wie ein Stern, der ſinket.

Mein ſchönes Pferd, mein treuer Falben,
Der eine Huf iſt morſch und loſe,
Ich bringe dich zum Meiſter Schmiede,
Du bringſt mich dann zu meiner Roſe.

Der Eſſe Kohlen glühn — doch heißer
Noch glühn die Augen meiner Theuern —
Das Eiſen ſchmilzt, doch wird noch weicher
Mein Herz in ihres Auges Feuern.

Kennſt du den Ring mein Juwelier ....

Kennſt du den Ring mein Juwelier?
„Ich kenn ihn wohl, er iſt von mir.“

„Der du ihn gabſt, ſie war ſo traut,
„Ein ſchönes Kind, dann deine Braut.“

Ja, ſie war ſchön und meine Braut,
Doch hatt ich ihr zu viel vertraut.

Sie brach die Treue und begann
Zu lieben einen andern Mann.

Er war bei ihr am ſchlechten Ort
Der theure Ring, ich nahm ihn fort.

Er iſt mein Kleinod, iſt mein Schatz,
Und brauchet einen beſſern Platz.

Darum, mein lieber Juvelier,
Gieß jetzt daraus die Kugel mir.

Ich treibe ſie in's Feuerrohr
Und dann in's Herz, das ſie verlor.

Iſt auch des Sklaven Fuß ....

Iſt auch des Sklaven Fuß
Befreit von Kettenringen,
Er wandelt lange noch,
Ob ſie am Fuß ihm hingen,
So ſehr iſt er gewöhnet,
Daß ihn die Laſt umtönet.

Du Herz, das lange Zeit
Von Kummer war beklommen,
Jetzt, da mein gutes Glück
Ihn hat von dir genommen,
Kannſt nicht mit deinem neuen
Geſchick ſo recht dich freuen.

Sei froh, ſei froh mein Herz!
Wer ſollte ſonſt beglückt ſein?
Wer ſollte, wenn nicht du,
Im Innerſten entzückt ſein?
Du, dem ſchon hier auf Erden
Des Himmels Freuden werden?

Es bebt der Strauch ....

Es bebt der Strauch; ihn ſtreifte
Ein Vögelein:
Es bebet meine Seele,
Sie dachte dein,
Sie dachte dein.
Du Lieb, ſo winzig klein,
Du biſt in aller Welt
Der größte Edelſtein.

Der Donau wilde Wellen,
Faſt brechen ſie die Strande,
Mein Herz, voll bis zum Rande,
Will liebend überſchwellen.
Du meine Roſe liebſt du mich?
Ich lieb von Herzen dich!
Nicht Vater und nicht Mutter
Kann lieben dich, wie ich.

Als wir beiſammen waren,
Du liebteſt mich, ich weiß;
Da war's noch Sommer heiß,
Längſt iſt er hingefahren.
Liebſt du mich nicht? doch ſend ich
Dir meinen Segen nach —
Du liebſt mich noch? — ſo ſpend ich
Den Segen tauſendfach.

Ich will der Baum ſein ....

Ich will der Baum ſein, wenn du die Blüthe,
Die Blüthe, wenn du als Thau erſcheineſt,
Und Thau, wenn du der Strahl der Sonne,
Nur daß mit mir du dich vereineſt.

Und biſt du Mädchen das Zelt des Himmels,
Dann werd ich zu einem glänzenden Sterne;
Und biſt du die Hölle — um dir zu folgen,
Geh ich in die Verdammniß gerne.

Stramm halt ich meines Pferdes Zügel ....

Stramm halt ich meines Pferdes Zügel,
Es iſt ſo matt, es läuft ſchon lange;
Vom Blute triefend iſt die Flanke
Und ſchaumbedeckt die Zügelſtange.

Mich trieb und jagte der Gedanke:
Wie? ſollte mich mein Lieb nicht lieben?
Wie der geſpitzte Pfeil den Vogel,
Hat der Gedanke mich getrieben.

Nun jacht mein gutes Pferd, nun jachte,
Schon der Gedanke blieb zurücke,
Er blieb am Schlehenſtrauche hängen,
Der Dorn des Strauchs riß ihn in Stücke.

Ein Schlehnaug hab ich einſt geliebet,
Das hat mir wenig Glück geſpendet:
Jetzt hält ein ſchwarzes mich gefangen,
Ich hoff, daß Gott es gnädig wendet.

Glatt iſt der Schnee ....

Glatt iſt der Schnee, der Schlitten gleitet,
Der fährt mein Liebchen zum Altare;
Hin zum Altar wird ſie geleitet,
Man gibt ſie hin wie eine Waare.

Ach, daß ich jetzt zum Schneee würde!
Den Schlitten ſtürzt ich zornig nieder,
Es ſänk auf mich die theure Bürde
Und ich umfaßte ihre Glieder.

Noch einmal würd ich ſie umarmen,
Sie küſſen noch zum ewgen Meiden,
An ihrem Herzen dann, dem warmen,
Zerſchmelzen ſanft — und ſo verſcheiden.

Der Stern iſt fallend untergangen ....

Der Stern iſt fallend untergangen,
Die Thräne fällt von meinen Wangen.

Warum der Stern fällt? wer kann's lehren?
Ich wein um eine Todte Zähren.

So fallen ſie und fallen immer,
Und Thrän und Stern verſiegen nimmer.

O Schatz der hier im Grabe ruhet ....

O Schatz, der hier im Grabe ruhet,
Ob ich nicht ſtöre deinen Frieden,
Wenn mit dem Leid, der blaſſen Waiſe
Des Herzens ich dich ſtets umkreiſe,
Und wiederkehr, wenn kaum geſchieden?

Nur leiſe will ich kommen, leiſe,
Und ſink auf's Kreuz mit Küſſen nieder,
Und ſelbſt die Spur noch meiner Küſſe
Wird weggeſpült durch Thränengüſſe
Und wie ich komme geh ich wieder.

Ich liebe, und ich ſeh nicht ein ....

Ich liebe, und ich ſeh nicht ein,
Warum ich es verhehle —
Ich liebe eines braunen Mädchens
Schneeweiße Seele.

Gewiß ſie iſt ſo weiß wie Schnee,
Die Seele dieſer Kleinen,
Sie ſelber gleicht der Lilienblum
Der Unſchuld wohl, der reinen.

Weiß iſt ſie, wie die Taube war,
In derem holden Bilde
Der heilge Geiſt herunterkam
In's irdiſche Gefilde.

Du Täubchen ſenke dich auf mich,
Du Seele meiner Taube,
Laß mich geſegnet ſein durch dich,
Du meiner Seele Glaube.

Und hab ich ſelig ſchon gehört
Wie deine Flügel rauſchen,
So laß auf deines Herzens Schlag
Mich ſeliger noch lauſchen.

Seit ich in Liebe bin verfallen ....

Seit ich in Liebe bin verfallen
Hab ich nur halb und halb Verſtand —
Mein Geiſt ſpielt blinde Kuh im Hirn
Und ſtößt den Kopf ſich an die Wand.

Kein Wunder iſt es, wenn ich thue,
Was ihr ſonſt nie von mir geſehn,
Ich ſchäme mich, doch muß ich's ſagen:
Man ſieht mich oft am Spiegel ſtehn!

Oft ſag ich Morgens: „Guten Abend"
Und: „guten Morgen" Abends ſpät —
„Leb wohl!" ſo ruf ich dem der kommet
Und „ſei willkommen" dem der geht.

Die Feder tauch ich in den Streusand,
Die Tinte nehm ich für den Sand,
Und die Cigarre führ zum Mund ich
Am Ende, wo sie angebrannt.

Nicht wahr, nicht wahr, da kann man sagen,
Den machte Liebe krank und wund!
Du thatest das, drum mache wieder
Durch deine Küsse mich gesund.

Bilder und Romanzen

aus

Ungarn.

Die Ruinen der Csárda.

Ich grüße dich, du Tiefland ohne Ende,
Zu dem ich ſtets mich wieder liebend wende!
Du biſt, o Hochland, mit Geklüft und Schlucht
Ein Buch, in dem man mühſam blätternd ſucht,
Doch du, mein Tiefland, biſt ein offner Brief,
Darüber ungehemmt das Auge ſtreift,
Darin Gedanken findet groß und tief
Jedweder, der dich lieſt und dich begreift.
Daß ich in deinem Schooß nicht meine Tage
Verleben kann — wie ſehr ich es beklage.

In deinem Schooße weilt ich bis zum Grabe,
Wie in der freien Wüſte der Arabe.
Du biſt der Freiheit Bild, o Puſtaplan —
Dich Freiheit, meine Göttin, bet ich an;
Darum nur lieb ich dieſes Erdenleben,
Um es dereinſt für dich dahin zu geben,
Und iſt mir das gegönnt, will ich mit Segen
Mein fluchbeladnes Haupt zur Grube legen.

Doch Grab und Tod! — wie komm ich drauf? — warum?
Kein Wunder iſt's, wo Trümmerſchutt ringsum.
Kein Schloß iſt, eine Csarda hier zertrümmert.
Nicht lange frägt die Zeit, die's wenig kümmert,
Ob Csarda oder Schloß — ſie ſteigt am Ende
Der einen wie dem andern auf die Wände.
Wohin ſie ſteigt, ob's Stein, ob's Eichen — bricht's —
Für ſie iſt hoch, für ſie iſt niedrig — Nichts.

Jedoch wie kommt's, daß ſie aus Stein erſtand,
Wo weit kein Steinbruch klafft und rings nur Sand?
Einſt eine Stadt, ein Dorf ſah dieſe Stätte
Lang eh das Land gedrückt des Türken Kette,
(O armes Ungarn, theures Vaterland,
Wie manche Feſſel ſchon den Fuß dir band!)
Der Heide brach die Stadt, und Stein von Stein
Riß ſeine Wuth — die Kirche blieb allein.
Sie blieb, doch krank — zum Trauerweib gemacht,
Das an der Bahre der Verweſung wacht.
So trauerte ſie lang bis nach und nach
Sie unter ihrem Leid zuſammenbrach.
Daß nutzlos nicht verweh der Trümmerhauf,
Baun ſie an ihrer Statt die Csarda auf.
Die Kirche Schenke nun! ruft ihr entſetzt.
Ward dort der Geiſt, wird hier der Leib gelabt.
Der Leib iſt wie der Geiſt von uns ein Theil,
Wir müſſen ſorgen für der beiden Heil.
Ihr ruft entſetzt: die Kirche Schenke nun!

In beiden könnt ihr fromme Werke thun.
Die in der Schenke volle Krüge leeren,
Sind reiner oft als Kniende vor Altären.

Verfallne Csarda, wie du einſt geſchaut,
Von meiner Fantaſie auf's Neu erbaut
Seh ich dich mit den Gäſten neu erſtanden,
Die einſt an deinem Herde Nahrung fanden:
Am Knotenſtock der Wanderburſch, der Fremde,
Die armen Leut im fettgetränkten Hemde,
Der bärtige Handelsjud, der Drahtſlowak,
Und andres ſolches Volk — ein buntes Pack.
Die ſchöne Wirthin ſeh ich, ſeh ſie koſen
Und tändeln mit dem luſtgen Studioſen.
Sein Sinn iſt wohl vom Rauſch des Weins beirrt,
Mehr noch ſein Herz vom ſchönen Weib verwirrt.
Wo iſt der Wirth? was ſchlägt er nicht darein?
Süß auf dem Heu da draußen nickt er ein.

Schön war's, als noch er ſo im Heue ſchlief —
Heut mit dem Weibchen liegt im Grab er tief,
Und der Student und was hier je getrunken,
Das luſtge Volk iſt all in's Grab geſunken.
Und ſelbſt die Cſarda neigt ſich altersſchwach ...
Der Wind ſchlug ihr den Hut vom Kopf ... das Dach ..
So ſteht ſie da in Unterthänigkeit ...
Baarhaupt vor ihrer Herrin ... vor der Zeit,
Als flehte ſie um Schonung ihres Lebens
Demüthiglich ... allein ſie fleht vergebens.
Sie ſinkt und ſinkt ... zerbrochen und zerriſſen,
Wo Thor und Fenſter war ... wer kann es wiſſen.
Die Eſſe ſtrebt zum Himmel unerreichbar,
Der letzten Hoffnung Sterbender vergleichbar,
Der Keller brach, der Brunnen iſt verſunken,
Fort iſt der Eimer, der in ihm getrunken,
Der Brunnenbalken blieb noch ... ſeine Spitze
Erkor der düſtre Adler ſich zum Sitze.
Der Brunnenbalken blickt ſo weit hinaus

In's Heideland, drum wählt der Aar ihn aus.
Da ſitzt er, ſtarrt er vor ſich hin, als quäle
Vergänglichkeitsbetrachtung ſeine Seele,
Es glühn auf ihn des Sonnenjünglings Strahlen,
Des Himmelsſohns, der brennt in Liebesqualen.
Sein Lieb blickt auf zu ihm mit ſüßem Leide,
Die Delibab, das Feenkind der Haide.

O ſchöne Nacht!

O ſchöne Nacht!
Verſenkt in Träumen ſtehn am Horizont
Der kleine Abendſtern, der große Mond,
O ſchöne Nacht!

Der Sammt der Wieſe glänzt vom hellen Thau,
Das Lied der Nachtigall durchklingt die Au,
O ſchöne Nacht!

Der Jüngling ſchleicht zu ſeinem Liebchen fort ...
Der Räuber ſchleicht am Weg und ſinnet Mord,
O ſchöne Nacht!

Mondnacht.

Der Mond iſt eine Silberlaute
Und ſeine Strahlen ſind die Saiten,
Und durch die Saiten laſſen Winde
Die weichen Geiſterhände gleiten.

Dem Dorfe nahet ſich ein Wandrer,
Auch er vielleicht, wie ich, ein Dichter,
Denn melancholiſch blickt ſein Auge
Und ſauget ein des Mondes Lichter.

Und weiter geht der trübe Wandrer,
Bis er des Dorfes Kreis beſchreitet —
Die Menſchen ſchlafen, tiefe Ruhe
Iſt auf die Häuſer ausgebreitet.

Am Thore vor des Küſters Hauſe
Schluchzt eine Jungfrau voll von Trauer...
Ihr Kleid iſt leicht... des Winds Geflüſter
Durchfröſtelt ſie... ſie bebt vor Schauer.

Der Wandrer tritt zu ihr und ſaget:
Was hat man dir gethan, du Arme?
Vertrau es mir, du Strahl des Mondes,
Daß ich dich heil von deinem Harme.

Beweinſt du einen Ungetreuen?
O könnte ich dir theuer werden!
Ich liebte dich mit ſolcher Treue,
Wie man noch niemals ſah auf Erden.

Sei du mein Mondſchein! Mag das Schickſal
Mich ſchlagen dann mit herbem Wehe,
Mag ewge Nacht mein Sein verdunkeln,
Wenn ich nur dich, mein Mondlicht, ſehe.

So ſpricht der Wandrer heiße Worte.
Sie aber ſchweigt ... und es beſchweren
Die Bruſt ihr Seufzer und ſie füllet
Das kleine Tuch mit reichen Zähren.

Der Mondſchein jetzt die ſanften Strahlen
In's Haus des trunknen Küſters ſtreuet;
Des Mädchens Vater iſt der Küſter,
Der ſeine Ehehälfte bläuet.

Die Waldhütte.

Wie vom Herzen erſte ſtille Liebe,
Wird die Hütte vom Gebirg gehütet,
Nicht gefährdet's ihr gebrechlich Strohdach,
Wenn der Sturmwind über'm Lande wüthet.

Und ihr Strohdach bebet, ſanft umſäuſelt
Und umſchattet von des Waldes Laube,
Drin mit Schmettern ſingt die Brut der Amſel
Und ſich girrend wiegt die wilde Taube.

Ein gejagtes Reh vom Berge nieder
Eilt das Bächlein zu des Thales Auen,
Blumen ſtehn am Rand, die ſelbſtgefällig
Sich wie Mädchen in der Fluth beſchauen.

Zu den Mädchenblumen kommen Freier,
Wilde Bienen, heiß von Liebesgluthen —
Ach, ſie büßen ſchwer das Glück der Liebe,
Trunken taumelnd in die kalten Fluthen.

Doch der Weſt, die Sonne hat Erbarmen;
Weſtwind weht ein Blättchen ihnen nieder,
Schwimmend auf dem Rettungskahne trocknet
Sonnengluth die naſſen Flügel wieder.

Auf der Berge Gipfel, vollen Eiters
Springt die Ziege in der Zicklein Kreiſe,
Und die Ziege und die Bienen laſſen
Darben nicht den Tiſch nach Trank und Speiſe.

Und die Turteltaube und die Amſel
Fürchten nicht des Netzes Liſt und Tücke:
Die das Dach von Stroh beherbergt, wiſſen
Wie ſo ſüß der Freiheit Luft beglücke.

Hier ſind Knechte nicht und nicht Tyrannen
Zum Gehorchen, zu des Herrſchens Toben,
Selbſt des Himmelskrieges wilder Donner
Iſt ein Aufruf nur den Herrn zu loben.

Gnädig iſt der Herr, er zürnt nicht lange.
Seines Zornes Wolken ſind verflogen,
Der Verſöhnung Lächeln glänzt am Himmel
Wieder als ein milder Regenbogen.

Winterlich.

Es hat ſich Jemand wohl entleibet,
Woher das Wetter ſonſt voll Schrecken?
Es pfeift der Wind und vor der Thüre
Dort des Barbieres tanzt das Becken.
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Der Werkmann und ſein Weib — ſie ſägen
Und ſpalten Holz vor jenem Hauſe,
Das Wickelkind daneben greinet
Zur Wette mit des Winds Gebrauſe.
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Der Poſten vor dem Schilderhauſe
Geht auf und ab in großer Eile,
Er zählt mit Eifer ſeine Schritte,
Was thät er ſonſt vor langer Weile?
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Langbeinig geht der Drahtſlowake,
Die ſchäbige Bunda umgehangen,
Wie ſpan'ſcher Pfeffer brennt die Naſe,
Die Thräne friert auf ſeinen Wangen.
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Es irrt der arme Komödiante
Von Dorf zu Dorf und ſucht und lungert,
Zwar fehlt es ihm am warmen Kleide,
Allein was will er mehr? — er hungert.
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Und der Zigeuner erſt! er klappert
Im Zelt, das arg die Zeit benagt hat,
Es pocht der Sturm und tritt herein auch,
Obgleich kein Menſch „Herein!“ geſagt hat
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Es hat ſich Jemand wohl entleibet,
Woher das Wetter ſonſt voll Schrecken?
Es pfeift der Wind und vor der Thüre
Dort des Barbieres tanzt das Becken.
Kein Ort der Welt iſt jetzt geheuer,
Wie dieſer Platz am Ofenfeuer.

Der Schafhirt.

Der Schafhirt ſitzt zu Eſel,
Sein Fuß hängt bis zur Erde,
Groß iſt der Burſch, doch größer
Iſt ſeine Herzbeſchwerde.

Er ſaß am Hügel pfeifend
Und hütete die Heerde,
Da hört er, daß ſein Liebchen
Krank ſei und ſterben werde.

Er wirft ſich auf den Eſel,
Hart drückt er ſeine Weiche,
Er eilt nach Haus — zu ſpät iſt's,
Er findet nur die Leiche.

Was bleibt in ſeinem Schmerze
Zu thun dem armen Tropfe?
Arg haut er mit dem Knüttel
Nach ſeines Eſels Kopfe.

Der Betyar.

Es röthen ſich des Baumes Blätter,
Es fuhr durch ſie ein herbſtlich Wetter,
Der Tag iſt grau, das Feld, es flirrt,
Und Obdach ſucht Betyar und Hirt.

Ein Obdach wird der Hirt wohl haben,
Wo Krug und Schüſſel ſüß ihn laben,
Wo er, von Speis und Trank gepflegt,
In's weiche Bett zum Weib ſich legt.

Doch der Betyar hat keine Stätte,
Allüberall klirrt ihm die Kette,
Er kauert im Gebüſch der Schlucht
Und zankt die kalte Nacht — und flucht.

Der Räuber.

Es badet der Mond im Himmelsmeer,
Der Räuber ſteht traurig im Walde —
Vom Thaue ſind ſchwer die Gräſer der Halde,
Die Augen des Räubers von Thränen ſchwer.

Er lehnt am Stiele der Axt und ſpricht:
Was wandt ich mich zu ſo finſtern Thaten?
Lieb Mütterlein, haſt mir nur Gutes gerathen,
Lieb Mütterlein, warum gehorcht ich dir nicht!

Dein Haus verließ ich, wo Frieden nur war,
Der Räuber und Wegelagerer Bande
Aufſucht ich, da leb ich mir ſelber zur Schande,
Dem ſchuldloſen Wanderer zur Gefahr.

Jetzt möcht ich sie lassen — es ist zu spät —
Jetzt ging ich nach Haus — was sollt es frommen?
Mein Mütterlein hat der Tod mir genommen,
Das Haus ist verfallen — der Galgen steht.

Der Edelmann.

Am Nagel hängt der Ahnen Schwert,
Es nagt der Roſt der Zeiten dran,
Sein Glanz iſt hin, bald iſt's verzehrt —
Ich bin ein Edelmann.

Der kannte nicht das Leben ſehr,
Der Müh und Arbeit uns erſann,
Mag plagen ſich der Bauer ſchwer,
Ich bin ein Edelmann.

Mach, Bauersmann, die Straße gut,
Mich ziehet ja dein Viergeſpann,
Ich weiß, wie ſchlecht das Gehen thut,
Ich bin ein Edelmann!

Soll ich der Wiſſenſchaft mich weihn?
Wo lebt der, dem ſie Brod gewann?
Was ſollen Leſe- und Schreibverein —
Ich bin ein Edelmann!

In Einem Fach bin ich gelehrt,
Drin Niemand ſich mir gleichen kann:
Ich weiß, wie man den Leib ernährt,
Ich bin ein Edelmann.

Wie gut, daß ich von Steuern frei —
Ich hatte Güter — aber wann! —
Und Schulden hab' ich vielerlei,
Ich bin ein Edelmann.

Was kümmert mich mein Vaterland,
Was gehn mich ſeine Leiden an?
Ich leg ſein Loos in Gottes Hand,
Ich bin ein Edelmann.

Wenn ſchmauchend ich im Ahnenſchloß
Mein edles Sein zu Ende ſpann,
Ziehn Engel mich in Gottes Schooß —
Ich bin ein Edelmann.

Begegnung auf der Puſta.

Flach wie der See iſt das Haideland,
Die Herrnkaleſche fährt durch den Sand,
Sie fährt, ſie flieget immer voran,
Als wär ein wilder Blitz ihr Geſpann.
Es ziehen ſie vier feurige Pferde,
Wie Stubendielen glatt iſt die Erde.
Doch trotz der Bahn und der trefflichen Roſſe
Hält plötzlich inne die reiche Karoſſe.
Wie? — hat man die Stränge ihr abgeſchnitten,
Sind in ein Loch die Räder geglitten?
Das Eine nicht, nicht das Andere geſchah,
Der Puſtenſohn ſtand plötzlich da.
Da ſtand vor dem Wagen mit einem Mal
Der Puſtenkönig, der Halt befahl.
Die Sattelpiſtole hebt er geſpannt,
Drum ſtand der Wagen wie feſtgebannt.

Der Räuber hört einen leiſen Schrei,
Er glaubt, daß es ein Vöglein ſei;
Er ſchaut um ſich, dann zum Wagen hinein,
Ob drin geſungen das Vögelein?
Das Vöglein war ein Weibchen mild,
Vielleicht ein todtes, gemaltes Bild.
„Erbarmen!“ ſprach ſie und ſpräche noch fort,
Erſtürb ihr nicht vor Schrecken das Wort.

Der Räuber, der ſie mit Freuden ſchaut,
Spricht ſo zu ihr mit freundlichem Laut:
„Erbebe nicht, du Fraue zart,
„Nicht ſtör ich deine weitere Fahrt,
„Nur eh du fürder zieheſt von hier,
„Ich flehe dich, blick in's Auge mir!“
Die Frau mit ſchüchternem Muth erhebt
Das Auge zu ihm — ihr Herz erbebt.
Er trat heran und flehte auf's Neue:
„Mit Einem noch mein Herz erfreue!

„Erlaub die schöne Hand zu fassen ...
„Du willst mich gnädig gewähren lassen? ...
„Dank, Dank für Gewährung meiner Bitte —
„Doch darf ich wagen noch die dritte?
„Es sei die letzte, dann ziehe hin —
„O küsse mich, du Königin.
„Wird roth von Zorn, von Schaam dein Gesicht?
„Was immer sei's — nur von Zorne nicht!
„Nicht zornig sollst du dich von mir kehren,
„Viel lieber entsag ich meinem Begehren,
„Ist doch der Kuß, erzwungen vom Raube,
„Gleich der zu frühe gepflückten Traube.
„Dich segne Gott, du Huldgestalt,
„Den armen Räuber, vergiß ihn bald,
„Vergiß ihn, der" ... Er spricht nicht weiter,
Es fühlt das Roß am Sporn den Reiter.
Es bäumt sich und rennet dahin mit Macht,
Und hält nicht inne, eh dunkelt die Nacht.

Herr Paul.

So spricht Herr Paul, der tiefe Denker,
Und schiebt den Hut zur Seite sich
Indem er stolz den Schnurrbart strich:
„So hol's der Henker!
Was soll die Frau mir, was die Ehe?
Sie bringen doch nur Leid und Wehe,
Ich jag sie fort! — das kommt heraus!"
Und wie er sagt, so führt er's aus.

Dann ſpricht Herr Paul, der tiefe Denker,
Nur daß er jetzt zur Seite ſich
Den Hut nicht ſchob, den Bart nicht ſtrich:
„So hol's der Henker!
Doch dumm, daß ich ſie nicht behalten,
Im Haus verſtand ſie gut zu ſchalten,
Jetzt ſchmilzt mein Gut ... das kommt heraus!“
Und wie er ſagt, ſo führt er's aus.

Dann ſpricht Herr Paul, der tiefe Denker,
Und ſchiebt den Hut zur Seite ſich,
Indem er klug den Schnurrbart ſtrich:
„So hol's der Henker!
Was ſoll die Reu, was ſoll der Zweifel?
Klein iſt der Reſt, auch den zum Teufel.
So fahre hin! — das kommt heraus!“
Und wie er ſagt, ſo führt er's aus.

Da ſpricht Herr Paul, der tiefe Denker,
Und drückt den Hut in's Auge ſich,
Indem er trüb den Schnurrbart ſtrich:
„So hol's der Henker!
Nun bleibt mir nichts mehr zu bedenken,
's iſt Alles hin — ſoll ich mich benken?
Ich henke mich! — das kommt heraus!"
Und wie er ſagt, ſo führt er's aus.

Die Wirthin und der Betyar.

Die Wirthin hat den Betyaren geliebt,
Doch gab's ihr der Betyar nicht zurück,
Der Wirthin angenommenes Kind
Iſt all ſein Leben, iſt all ſein Glück.

Das Herz der Wirthin war voll von Gift,
Fort jagt ſie das Kind mit neidiſchem Grimm,
Sie ſtieß es hinaus in die weite Welt,
Und draußen war Winter, es fror ſehr ſchlimm.

Das Mädchen lief eine Strecke weit,
Dann ſetzte es ſich und ſaß und erfror —
Als das der Betyar erfuhr — war's bös,
Was Art die Wirthin das Leben verlor.

Drauf fiel der Betyar in des Henkers Hand —
Er hat's fürwahr nicht beſſer begehrt.
Sein Leben, ſeit er das Mädchen verlor,
War nicht eine Pfeife Tabaks ihm werth.

Wolfsabenteuer.

„Du haſt gegeſſen Freund! es trieft von Blut
„Dein Zahn, und uns — uns plagt des Hungers Wuth.“

„'s iſt bitter kalt — die Welt von Schnee erfüllt,
„Das Windroß brauſt dahin und pfeift und brüllt.“

„Kein Menſch, kein Thier zu ſehn, ſo weit man blickt,
„So ſag uns, welcher Schmaus hat dich erquickt?“

Den Bruder frug alſo der Wölfe Schaar
Und grüßte ihn, der heimgekehret war.

Der Satte zaudert nicht mit dem Bericht,
Und mit Behagen hebt er an und ſpricht:

Im Bauernhaus auf weiter Pußtaflur
Mit ſeinem Weibe wohnt der Schafhirt nur.

Es dehnt ein weiter Stall ſich hinter'm Haus,
Der Schaf und Lämmer Blöcken ſchallt heraus.

In ſpäter Nacht um das Gehöfte ſchlich
Ein Wandrerpaar: ein Stutzerlein und ich.

Er hatte auf die Hirtin einen Zahn,
Mir hat's die feiſte Heerde angethan.

Er ſchlich ſich um die Hütte her und hin —
Ein Schaf bekam ich nicht, da fraß ich ihn.

Ein „armer Junge".

Berühmt als Stadt iſt Kecskemet im Niederland,
Ich aß das Brod der Stadt, drin meine Wiege ſtand.
Ihr Waizenkorn wirft ein Magyar, ein echter, aus,
Das ſchöne Weibchen bäckt das ſüße Brod daraus.

Kein Handwerk hab ich zwar, allein was ſoll's mir auch?
Es fehlt nicht an Verdienſt, ich habe was ich brauch!
So hatt ich, hab ich, und mit Gott werd haben ſtät,
So lang den Wandrer auf der Haid mein Aug erſpäht.

Ein Apfelrappe iſt mein Roß! — zu ſchönem Preiſe
Erwarb ich's; ich erwarb's nach armer Leute Weiſe.
Falb iſt ſein Kopf, ſein Fuß geſcheckt; wenn los die Zügel,
Hinfliegt's! Nicht holt es ein des Windes Flügel.

Behaglich ſitz ich drauf in ſtolzer Herrlichkeit,
Der Aermel meines Hemds, kalbmäulig, flattert breit,
Die Mütze trage ich ſchief auf's rechte Aug gedrückt,
Und ſelten iſt der Mann, vor dem ſie wird gerückt.

In der Bugaczer Csarda kehr ich gerne ein,
Und dort nach Herzensluſt genieß ich Speis und Wein.
Ich trinke auf Credit; die Flaſche, die ich leere,
Bezahl ich einmal doch — ich halt auf meine Ehre.

Mein kluges Roß erkennt und wittert fein die Spuren,
So fein ſchier wie ich ſelbſt, der Comitatspanduren.
Es wiehert laut — ich ſitz im Sattel ſchon — jetzt naht!
Ich fliege zu! — Jetzt kommt ihr Herrn vom Comitat.

Die Geſchichte dreier Herzen.

I.

Ein Held hat eingebüßt ſein Vaterland;
Es brach der Feind herein mit blutger Hand,
Verwüſtung, Sklaverei hat er gebracht
Im düſtern Feuerglanze ſeiner Schlacht.
Und roth erglänzt im Schlachtenfeuerlicht
Des edlen Helden edles Angeſicht,
Und roth iſt ſeiner Adern Blut gefloſſen,
Das er im Kampf für's Vaterland vergoſſen.
Doch floß umſonſt das Blut aus mancher Wunde —
Er lebte fort — die Heimath ging zu Grunde.
Gebrochner Zweig war nun der Heimathloſe,
Den ab vom Baume riß des Sturms Getoſe,
Und den er fort jetzt treibet durch die Welt. —

Und als vom Sturm getragen ward der Held
Zur Gränze ſeines todten Vaterlandes,
Hinkniet er auf den Grund des letzten Randes,
Dem Land zu weihn die letzte Thränengabe,
Das ſeinem Volk, dem todten, ward zum Grabe.
Denn dieſe Thränen, die ſein Auge netzen,
Die letzten ſind's, von allen ſeinen Schätzen;
Nicht anders ſollten die verſchwendet ſein.

Und weiter ſchritt er ... fort mit ſeiner Pein,
Die ihn begleitet gleich dem dunklen Schatten.
Und als ſchon ſeine Kraft ihm will ermatten,
Hält er in einem ſtillen Lande Raſt,
Bei einem fremden Volk ein fremder Gaſt.
Denn er erwog, daß ihn der Tod ereilt
Viel leichter wohl, wenn er im Fliehn verweilt,
Und wenn auf ihn die weiße Blume fällt
Des Todes, iſt ſein liebſter Wunſch beſtellt.

Dieß nur erharrt er im verborgnen Land,
Darin ſein müder Schritt die Zuflucht fand,
Drin eine Jungfrau, eine ſchöne Blume,
Gelebt, die ihrer Heimath war zum Ruhme.
Er aber ſah nicht ihrer Schönheit Glanz,
Er ſah den Schutt nur ſeines Vaterlands,
Er ſah es nicht, wie oft auf ihm geruht
Des ſchönen Mädchenauges Sternengluth,
Wie ihre Blicke brennend an ihm hangen.
So ſind des Mädchens Tage hingegangen,
Und bleiche Lilien auf die Wangen malen
Ihr des gezwungnen Schweigens bittre Qualen.
Was ſoll ſie ſagen auch dem edlen Blute?
Geſegnet iſt ſie wohl mit reichem Gute;
Doch ach, entſtammt aus niedrigem Geſchlecht!

Und noch ein armer Knabe lebt im Land,
Ein armer Knabe und ein niedrer Knecht,
Dem unter Mühſal trüb das Daſein ſchwand,

Den bald vielleicht ſein ſchweres Loos erdrückte,
Wenn ihn des Mädchens Anſchaun nicht beglückte.
Ihr Anſchaun iſt der Balſam, der die Kraft
Ihm neu erweckt, wenn ſie in Mühn erſchlafft.
Er liebt ſie ſtill und wagt zu freien kaum
Des reichen Vaters Kind im ſchönſten Traum,
Er, der ſich freuen muß in ſeiner Noth,
Wenn ihm das Loos beſcheert den Biſſen Brod.
Und dennoch fühlt er alle Seligkeiten,
Wenn er ſie ſehen kann und nur von Weiten.

II.

Des edlen Helden große Stunde ſchlug,
Die ihn aus dieſer Welt zur andern trug,
Wo nicht der Donner arger Tyrannei
Betäubt des unſchuldigen Volkes Schrei.
Sie legten ihn in's tiefe Grab hinein,
Kein Stein ward auf den Hügel ihm gerollt,

Der gegen Schmerz ein Schild ihm werden ſollt.
Wozu der Stein? — Es wurde ſchon zu Stein
Des Mädchens Herz, das keinen Gram mehr fühlt.
Und wenn des Herzens Fühlen iſt verkühlt,
Was ſoll auf Erden noch das Menſchenherz?
Auch floh der Jungfrau Sehnen himmelwärts.
Sie ging von wannen keine Wiederkehr.
Der arme, arme Knecht! — Sein Herz ward ſchwer.
Wie ſoll er nach der Erde noch verlangen,
Nachdem ſein einzig Glück von ihr gegangen?
Da er ſie ſehen ſollte nimmermehr,
Wie ſoll er fürder noch das Leben tragen?
Er macht ein Ende ſeinen trüben Tagen.

III.

Bei grabaufthunder Mitternacht, da ſteht
Der Knecht aus ſeinem Grabe auf und geht

Zum Hügel, der das Mädchen decket, hin,
Zu ſehen ſeines Lebens Königin.
Doch ach, umſonſt! er ſieht ſie nicht — — ſie kreiſt
Um's Grab des Helden dort, um ſeinen Geiſt,
Den ſie im Leben liebte, zu erſchauen —
Sie harrt umſonſt auch bis zum Morgengrauen,
Denn er entfloh, der Held, nach fernen Stätten,
Zu ſehn, ob noch ſein Vaterland in Ketten.

Geſtohlenes Pferd.

Gleich wie das Staubkorn
Im Sturme fährt —
So fliegt der Junge
Auf ſchnellem Pferd.

„Woher ſo eilig
Gevattersmann?“
„„Juſt aus der Pußta
Komm ich heran.

Ein ſchön Geſtüte,
Das weidet dort,
Das Rappenfohlen
Da ſtahl ich fort.

Ich armer Junge,
Ich zieh und reit
Nach Tur zu Markte —
Das iſt nicht weit““

„Halt guter Landsmann,
Das laß nur ſein —
Gib ihn zurück mir,
Der Rapp iſt mein.

Mein iſt die Heerde
An jenem Ort,
Und mir den Rappen
Dort ſtahlſt du fort.“

Doch nicht mehr höret
Der Betyar ſein Wort —
Schon weiter jagt er
Und weiter fort.

Dann blickt zurück er,
Doch hält er nicht.
Dem Herrn zum Troſte
Ruft er und ſpricht:

„„Laß dich's Gevatter
Verdrießen nicht,
Dem es an Roſſen
Doch nicht gebricht.

Ein Herze ſchloß nur
Mein Buſen ein,
Und dieſes ſtahl mir
Dein Töchterlein.

Trinklieder.

Schon lange ſchlägt den Ungar Gottes Hand ....

Schon lange ſchlägt den Ungar Gottes Hand,
Kaum iſt ſein nächſtes Schickſal ihm bekannt,
Ob er ſich freun noch wird an beſſern Tagen;
Ob Trauer ihm beſtimmt — wer kann es ſagen!

Doch wenn ihm Gott auch Leiden zugedacht,
Gab er zugleich, was ihn geneſen macht;
Denn ſchönrer Weiber voll und ſüßern Weines,
Als der Magyaren Land, das iſt wohl keines.

Ein Mädchen her! — iſt denn kein Mädchen hie?
An's Herz mit beiden Händen drück ich ſie,
Die Seel ihr ſaug ich küſſend aus dem Herzen
Und ſchließ die Rechnung ab mit meinen Schmerzen.

Und Wein! — die Flaſche her! — wo bleibt der Wein,
Der rothe Thränen weint in mich hinein?
Die rothe Thräne brennt wie Blitze nieder,
Und zündet ſelbſt verkohltes Leben wieder.

Zigeuner, hier iſt Geld — laß Geigen klingen
Bis daß die Saiten meines Herzens ſpringen,
Bis ich von Luſt und Gram bewältigt ward —
So iſt's einmal — das iſt Magyarenart.

An mein Glas.

Im Ganzen acht ich dich, o Glas,
Doch Eins kann ich an dir nicht ehren,
Und dieſes ehr ich nicht, o Glas,
Daß du ſo leicht biſt auszuleeren.

Wär ich an deiner Statt, o Glas,
Ich würde ſtets vom Weine blinken,
Wärſt du an meiner Statt, o Glas,
Du würdeſt ewig aus mir trinken.

Ergo bibamus.

Wer kein Liebchen hat,
Der trinke Wein,
Und glauben wird er,
Daß ein jedes Mädchen ſein.

Und aber trinke Wein
Wer Mangel hat an Geld,
Er wähnet dann, daß ſein
Die Schätze aller Welt.

Und ferner trinke Wein
Wen Leiden quält zumal,
Und über Hals und Kopf
Macht fort ſich jede Qual.

Ich hab nicht Geld, nicht Lieb,
Ich habe nur das Leid,
Darum muß dreifach ich
Der Flaſche thun Beſcheid.

Wunſch.

Nun weiß ich nicht mehr, was beginnen,
Ich tränke allen Wein des Landes;
Je mehr ich trinke, deſto heißer
Entbrennt die Glut des durſtgen Brandes.

O daß der Herr noch Wunder thäte,
Und daß die Theiß von Weine flöße,
Und daß ich ſelbſt die Donau würde,
Und ſich die Theiß in mich ergöße.

Der kluge Trinker.

Weil ich ihn liebe nur trink ich den Wein,
Doch geht er manchmal ſchwer in mich hinein —
Indeſſen kann er nie mich unterbringen:
Ihr eignes „Darum“ liegt in allen Dingen.

Die Kanne iſt, ſo denk ich mir voll Wuth,
Ein Tyrannenherz und fließen muß ihr Blut!
Und der Gedanke macht, daß ich ſie leere,
Und wenn ſie tiefer als ein Abgrund wäre.

Die Hortobagyer Wirthin.

Hortobagyer Wirthin, engliſch Weib,
Gib mir Wein, mir lechzen Seel und Leib.
Daß doch Debreczin dir näher läge,
Hab gedurſtet auf dem ganzen Wege.

Wilde, kalte Lieder pfeift der Wind,
Daß mir Leib und Seel erfroren ſind —
Wirthin, brauchſt mich ja nur anzuſchauen
Mit dem Schlehnaug, um mich aufzuthauen.

Wirthin, ſag wo dieſer Wein geſproßt,
Wie ein ſaurer Apfel ſchmeckt ſein Moſt,
Küſſe ſchnell mich, um mit deinen Küſſen
Meine ſauern Lippen zu verſüßen.

Schönes Weibchen ... ſchrecklich ſaurer Wein,
Süßer Kuß ... wie ſchwankt und wankt mein Bein ...
Schlinge feſt den Arm um mich, den ſüßen,
Eh ich taumelnd ſinke dir zu Füßen.

Wie dein Buſen weich iſt, Täubchen du,
Gönne mir auf ihm nur kurze Ruh,
Liege heut auf harter Ruheſtätte —
Hob noch weit ... die Pußta iſt mein Bette.

Die Esarda.

Viel Esarden sind im Niederland,
Die tollste doch, die ich gekannt,
Ist zubenannt die „Guckherein".
Es mag nicht ihres Gleichen sein.

Sie möchte gehn und taumelt fast,
Als wäre sie ihr eigner Gast.
Das Dach sitzt schief ihr auf dem Ohr —
So kommt der Hut bei Zechern vor.

Patriotiſche Lieder.

Ich liebe ....

Ich trag im Herzen eine Liebe,
So groß, wie keine noch geweſen,
Doch, heilig, hat ſich dieſe Liebe
Kein irdiſch Frauenbild erleſen.

Ein göttlich Weib iſt's, das ich liebe,
Es iſt die Göttin in der Acht,
Die Freiheit! — Schmerz, daß meinem Auge
Sie nur erſcheint im Traum der Nacht.

Faſt jede Nacht bin ich geſegnet
Mit ſolchem ſchönen Traumgebilde ...
Noch heute bin ich ihr begegnet
Auf einem blumigen Gefilde.

Zu ihren Füßen kniend geſtand ich,
Wie heiß für ſie mein Herz entbrannt,
Und eine Blume ihr zu pflücken,
Mich neigend, ſtreckt ich aus die Hand.

Mit Eins ſteht hinter mir der Henker,
Er ſchlägt nach mir mit blutgem Streiche —
Es rollt das Haupt in meine Hände,
Das ich ihr ſtatt der Blume reiche.

O daß mich nicht die Zeit gebar ....

O daß mich nicht die Zeit gebar,
Da Arpad mit der Heldenſchaar
Und blutgen Schwertes ſprang in's Feld
Und auf zum Kampfe rief die Welt.

Es wär mein Lied im Schlachtenzorn
Erklungen wild wie Lebel's Horn,
Deß Dröhnen ſelbſt den Donnergang
In ſeiner Wirbel Sturm verſchlang.

Wie ſchwäng ich mich hinauf auf's Pferd,
Das wiehernd nach Gefahr begehrt,
Den Kranz zu ſuchen — auch das Grab,
Im Kampf, der uns die Heimath gab.

Den Sieg der Helden ſäng ich hell,
Geſtreckt auf's weiche Pantherfell,
Wenn ſchon das Schlachtgetos verhallt
Und Becherklang dafür erſchallt.

Doch träge Zeit, der ich entſprang,
Wen fände rühmenswerth mein Sang?
Und fänd ich ihn, was frommt es dann —
Schwer ſeufzt das Wort in Haft und Bann.

Ein Traum.

Vom Kriege träumt ich letzte Nacht,
Zum Kriege, wie in alten Tagen,
Rief auf die Treu'n ein blutig Schwert,
Das durch die Lande ward getragen.

Aufſchrie der Anblick jedes Herz,
In dem ein Tropfen Bluts gefloſſen,
Der Freiheit Kranz war einz'ger Lohn,
Nicht ſchnödes Gold den Kampfgenoſſen.

Der Tag war juſt der Hochzeitstag,
Der mich und dich, mein Lieb, verbunden —
Zu ſterben für das Vaterland
Ließ ich der Brautnacht ſüße Stunden.

Nicht wahr, mein Lieb, am Hochzeitstag
Zum Tode gehn — man darf's bedauern?
Doch käm's drauf an, ſo wie im Traum
Thät wachend ich und ohne Trauern.

Wunſch.

Wenn ſo der Himmel zu mir ſpräche:
Ich laſſe dir im Tode brechen
Das Herz, wie es dein Wunſch begehret —
Zu Gott dem Herrn dann würd ich ſprechen:

Herbſt ſei's! ... ein klarer, heitrer Herbſttag ...
Die Sonn im gelben Laube ... glänze ...
Im gelben Laube ſingt ein Vogel,
Der hier vergeſſen ward vom Lenze.

Und wie die Herbſtnatur im Tode
Allmälig, unbemerkt verblaſſet:
So komm er über mich ... ich ſeh ihn,
Ich fühl ihn erſt, wenn er mich faſſet.

Und wie der Vogel in den Zweigen
Will ich mein Scheidelied mir ſingen,
Das zauberhaft zum Himmel ſteigen
Und tief ſoll in die Herzen dringen.

Und wenn das Lied iſt ausgeſungen,
So ſchließe du, die ich erleſen,
Im Kuß die Lippe mir, Geliebte.
Du herrlichſtes der Erdenweſen.

Doch nein! — Alſo zum Himmel ſpräch ich:
O laß uns ſein vom Lenz beglücket;
Vom Lenz des Kampfs, der Männerherzen
Mit Roſen, blutgen Roſen ſchmücket.

Es ſingt die Nachtigall der Schlachten,
Begeiſtert ruft das Horn zum Ruhme —
Dort iſt mein Platz! — auch meinem Herzen
Entſproßt die blutge Todesblume.

Und ſink ich nieder dann vom Roſſe,
So ſchließe du, die ich erleſen,
Im Kuß die Lippe mir, o Freiheit,
Du herrlichſtes der Himmelsweſen.

Die ungariſche Nation.

1846.

O ſeht euch um in allen Reichen,
Die Gott erſchuf, und nimmer ſeht
Ihr wo ein Land, ſo weit ihr ſpäht,
Das ſich mit Ungarn läßt vergleichen.
Doch weiß ich ſelbſt nicht, wie's betrachten.
Soll ich's beklagen? — ſoll's verachten?
Wenn Gottes Hut die Erde — dann
Iſt Ungarland der Strauß daran.
Es blüht und glänzt, wohin man blickt,
Daß Aug und Seele ſind erquickt.

Wie iſt es reich! ... gleich goldnem Meere
Wiegt ſich der weiten Flächen Aehre,
Es ruht in ſeines Berges Herzen
Ein reicher Schatz von edlen Erzen,
Ein ſo gewaltiger Schatz, wie kaum
Er dir erſchienen iſt im Traum.
Trotz alle dem und alle dem,
Wem kommt's im Volk zu Gute, Wem?
Nah dem Verderben ſteht's und lungert
Zerlumpt, zerriſſen und verhungert.

Und dann in ſeines Geiſtes Schacht!
Demant und Perlen, die in Nacht
Verborgen bleiben, wenn ſie nicht
Der Zufall bringt an's Tageslicht,
Um zu vergehn in Staub und Koth.
Vergehn ſie nicht, dann treibt die Noth,
Der Sturm der Noth ſie weit hinaus,
Um fern vom theuren Vaterhaus

Die Schätze in den fremden Speichern
Mit ihrem Glanze zu bereichern.
Und wenn wir dort sie sehen dann,
Schaun wir sie gaffend, staunend an
Und thun mit falschem Ruhme groß,
Daß sie entstammt der Heimath Schooß.

Und erst der Stolz, der uns beseelt!
Von dem wir stets so viel erzählt,
Mit dem zu prahlen uns vielleicht
Zu Schmach mehr als zu Ruhm gereicht!
Von diesem Stolz mag ich nichts wissen,
Den Ungarstolz mag gern ich missen!
Seit hier die Heimath hat gewonnen
Dieß Volk, sind tausend Jahr verronnen,
Und würde jetzt der Tod es fassen,
Wo ist die Spur, die es gelassen?
Die zu der Zukunft spricht: es war
Einst Herr des Landes der Magyar?

Und der Geſchichte heilges Buch?!
Für uns enthielt es keinen Spruch.
Und würd es auch von uns beſagen,
Dann weh uns, weh! — es würde klagen:
Jahrhunderte am Tißaſtrande
Lebt' einſt ein Volk in träger Schande.

Mein Vaterland, ach wann einmal,
Wann wieder wirſt mit neuem Strahl
Den roſtgen Namen du umgeben?
Erwachen, wann zu neuem Leben?

Todeswunſch.

1846.

Nur Ein Gedanke iſt es, der mich plagt:
Daß ich dereinſt auf weichem Pfühle ſterbe,
Daß ich dem Blümlein ähnlich mich entfärbe,
An deſſen Kelch der Wurm im Stillen nagt,
Daß ich mich ſelbſt verzehre nach und nach,
Der Kerze gleich im einſamen Gemach.

Nur keinen ſolchen Tod, du ewge Macht!
Kein ſolches Sterben ſei mir zugedacht!
Laß mich der Baum ſein, den der Blitz zerſchellt,
Den Sturmeswuth mit ſammt der Wurzel fällt;
Laß mich der Fels ſein, der von Bergesjochen
Zu Thale rollt vom Donner abgebrochen ...

Wenn einſt die Völker, müde ihrer Ketten,
Sich einen auf des Kampfes Stätten
Mit rothen Fahnen, glühnden Wangen,
Und auf den Fahnen dieſes Wort wird prangen:
„Weltfreiheit!“ — das geweihte Wort!
Das klingen wird nach Weſt und Oſten fort
Und Tyrannei den Kampf beginnet — dort,
Dort mag ich fallen in dem wilden
Gewühle auf den Schlachtgefilden,
Dort fließe hin mein junges Blut.
Das letzte Wort, gehaucht mit freudgem Muth,
Verſchlinge dann des Schlachtenhorns Geſchmetter,
Der Schwerter Klang und des Geſchützes Wetter.
Und über meinen Leichnam mögen fliegen
Zum Siege hin die ſchnaubenden Roſſe,
Dieweil ich, euer Kampfgenoſſe,
Zertreten will im Staube liegen.

Dort ſammelt einſtens mein zerſtreut Gebein
Zugleich mit dem Gebein der Helden ein,
Wenn ihr ſie alle tragt mit Trauerklang,
Mit ſchwarz verhüllten Fahnen, ſtillem Gang
In's heilge Grab, das ſie erwarben,
Als ſie für dich, o Völkerfreiheit, ſtarben.

Palaſt und Hütte.

Warum erhebſt du dich ſo ſtolz, Palaſt?
Dünkt dich ſo prächtig deines Herren Größe?
Darum bedeckt ihn diamantner Glaſt,
Daß er verhülle ſeines Herzens Blöße.
Reiß ab von ihm den Flitter und den Schimmer,
Mit dem er ſich vom Knechte ſchmücken läßt,
Und Gottes Werk in ihm erkennſt du nimmer:
So ſchaal iſt, ſo erbärmlich iſt der Reſt.

Und ſprich, woher den Reichthum er bekam,
Der ihm, dem Nichts, jetzt Ehr und Macht gewähret?
Dort wo der Geier kleine Vöglein nahm,
Die er zerreißt und deren Blut ihn nähret.
Der Geier praßt, berauſchet ſich im Blut,
Indeß aus nahem Neſt die Klagelieder,
Die Seufzer wehn der jungen Vogelbrut —
Der Mutter harren ſie — die kehrt nicht wieder.

So glänze, ſtrahle nur, hoffärtger Bau
Mit den geraubten Schätzen — bald entſchwunden
Iſt deine Pracht, die jetzt du trägſt zur Schau;
Gezählt ſind deine Tage, deine Stunden.
Wie gerne ſäh ich deine Hoffart all
Verweſen als zerbröckeltes Geſteine,
Und den, der dich bewohnt, in deinem Fall
Begraben mit zerſchmettertem Gebeine.

Und du, o Hütte, nahe am Palaſt,
O ſprich, warum du dich ſo ſcheu verſteckeſt?
Darum verbirgſt du dich in Strauch und Aſt
Vielleicht, daß deine Armuth du verdeckeſt?
So nimm mich auf, du kleines, dunkles Haus,
Das ſchöne Kleid wird mir bei dir nicht fehlen,
Allein nach ſchönen Seelen geh ich aus —
In dunklen Stuben wohnen lichte Seelen.

Die Schwelle, die ich trete, iſt geweiht,
Das niedre Dach von Stroh iſt auserkoren,
In Hütten wohnt das Große jeder Zeit,
In Hütten werden Heilande geboren,
Aus niedern Hütten kamen, die von je
Nach der Erlöſung dieſer Welt getrachtet —
Und dennoch ſeh ich dich, wohin ich ſeh,
O armes Volk zertreten und verachtet.

Doch ohne Furcht ihr Armen, welche hart
Das Schickſal drückt; es kommen beſſre Zeiten.
Euch quälten alte Zeit und Gegenwart,
Doch euer ſind der Zukunft Ewigkeiten.
In Andacht meine Kniee beug ich hier,
O kommt, die Hand mir auf das Haupt zu legen,
Mich unter heilgem Dache ſegnet ihr,
Und ich, ich geb euch meinen frommſten Segen.

Privilegium.

Man ſpannt ihn auf die Prügelbank
Den Kerl von wegen ſeiner Sünden,
Er hat geſtohlen und geraubt,
Und Manches noch ... wer kann's ergründen.

Er aber wehret ſich und ruft:
Rührt mich nicht an, ich bin kein Knecht,
Ich bin von Adel ... und ihr habt
Auf einen Edelmann kein Recht.

Haſt du das Wort gehört, o Geiſt
Der Ahnen, die er arg verletzt?
Nicht mehr gebührt die Prügelbank,
Der Galgen nur gebührt ihm jetzt.

In Siebenbürgen.

Es kommt und brauſt der Herbſtwind dumpf
und ſchrill,
Und raſchelnd fliegt das Blatt vom Baum geſchüttelt,
Wie Feſſeln, die die Hand des Sklaven rüttelt:
Sei ſtill o Wind, weil ich jetzt ſprechen will!
Und ſchweigſt du nicht, ich überſchrei dich dann,
Wie Sturm ein Weib leicht übertäuben kann.
Jetzt hören es ein Volk, zwei Länder an,
Was längſt ſchon, doch geheim, in mir gegährt,
Was nun geſchleudert aus der Bruſt mir fährt
Wie Lavaſtein und Gluth aus dem Vulkan.
Das aber gährt in mir, das that mir weh,
Daß ich Ein Volk hier und zwei Länder ſeh —
Daß es das Ungarvolk zu meinem Leide!
Das machte meine Seele mir zur Haide,

Zur Schmerzenshaide, drin ein Tiger hauſt,
Der Zorn, aus deſſen Blick die Flamme ſauſt.
Dieß Raubthier, o! — wie oftmals ſchrie es wach
Der Einſamkeiten und der Nächte Ruh,
Wenn es in meiner Seele Oede brach.
Ein Teufel flüſterte uns Trennung zu,
Daß wir zerſtückt die heilige Urkunde,
Die unſer Ahnherr ſchrieb und aufgeſetzt
Mit heilgem Blut aus ſeiner eignen Wunde.
Wir haben ſie zerriſſen und zerfetzt,
Die ſchöne Urkund und die Fetzen ſind
In Koth geworfen von der Zeiten Wind.
Wir weinten, als der Fremde uns zertreten
Und Wehſchrei ſtieg zum Himmel mit Gebeten,
Doch blieb der Himmel taub bei unſern Klagen.
Denn wer ein Joch am Nacken dulden mag,
Der iſt auch würdig immer es zu tragen,
Bis er erlieget unter'm Geißelſchlag.
Ach, hielten wir zuſammen! — Allen Zonen

Wär unſer Ruhm bekannt; nicht ausgeſchloſſen
Dann wären wir vom Tempel, wo Nationen
Der Achtung Weihrauchduft wird ausgegoſſen.
Ach hielten wir zuſammen! nicht zu wiſchen
Dann brauchten wir die Thräne vom Geſichte,
Wenn wir mit Zittern in den Blättern miſchen
Des dunklen Buches unſerer Geſchichte.
Es wird das Staubkorn, das alleine ſteht,
Von einem Windzug, einem Hauch verweht,
Jedoch mit andern Stäubchen feſt vereint,
Da es zu einem Felsgebirg verſteint,
Dann ſpurlos müſſen Stürme drüber fahren.
Bedenk's entzweites Volk du der Magyaren.
Nicht neu zwar iſt, doch wahr bleibt was ich ſprach.
Der Wind des Zufalls, der ſchon Manches brach,
Jetzt iſt er ſtill — die Körner Staubes ruhn
Auf ihrem ſichern Orte jedes nun,
Doch wenn der Sturm erwacht, eh wir erneun
Den Bund — auf ewig wird er uns zerſtreun

Und wird er uns verwehn nach allen Enden,
Und nie wird wieder unſer Loos ſich wenden.
O Brüder eilt! Die Zeit iſt ſchwanger; bald
Gebiert ſie Tage mächtiger Gewalt,
Ja große Tage voll von Ungewittern.
Reicht euch die Hände denn um nicht zu zittern,
Die dann ſich nahen werden, vor den Rieſen.
Und halten wir dann feſt am Druck der Hand,
Am heilgen Händedruck, mein theures Land.
Und dem ſei Dank, der ſei mit Ruhm geprieſen,
Der nun zuerſt die Hand dem andern beut —
Wer die gebotne ſich zu faſſen ſcheut,
Auf deſſen Staub mag aller Fluch dann drücken,
Der ſtatt der Blumen unſer Grab wird ſchmücken,
Den unſre Enkel einſtens ſäen werden,
Weil wir ſo elend ſie gemacht auf Erden.

Vermiſchte Gedichte.

Des Dichters Herz.

Des Dichters Herz iſt eine Blumenflur,
Die nur für andre Blumen treibt,
Er theilt ſie aus, ſo daß ihm nur
Der Dorn, der öde, übrig bleibt.

Des Dichters Seele iſt ein Schmetterling,
Sein Loos, daß er ſo lange kreiſt
Im Garten, bis der Dorn ihn fing
Und ſeine Fittige zerreißt.

Wie lang auch euer Auge hing
Am ſchönen Dichtermärtyrkranz —
Die öde Flur, der kranke Schmetterling —
Denkt ihr an ihren todten Glanz?

Zwei Wanderer.

Der Bach iſt in der Heimath,
Der Knabe fern vom Hauſe,
Sie wandern mit einander
Durch Kluft und Felſenklauſe.

Indeß mit zagem Schritte
Und ſacht der Knabe ſchreitet,
Jagt hin das wilde Bächlein,
Das über Felſen gleitet.

Und tiefes Schweigen ſchließet
Und Ruh des Knaben Lippen,
Aufrauſcht im Lied der Wildbach
Und brauſet über Klippen.

Und fern ſind Bach und Knabe
Von des Gebirges Rande,
Sie wandern fort und weiter
Im flachen ebnen Lande.

Der Knab mit ſeinem Schweigen, —
Der Bach mit ſeinem Rauſchen —
Warum im ebnen Lande
Sie wohl die Rollen tauſchen?

Des Baches Wellen ſchweigen
Und ſchleichen leiſe, leiſe,
Dieweil der Knabe ſpringet,
Laut ſingend ſeine Weiſe.

Den Wellen iſt, den ſtummen,
Das Vaterland entſchwunden —
Der Knabe hat die Heimath,
Der ſingende, gefunden.

Sehnsucht.

In Dunst verborgen
Betrübter Morgen,
Gewölk auf allen Wegen,
Und auf die Welt
Des Herbstes fällt,
Auf die verwelkte, ewger Regen.

Nicht bin allein ich,
Hier sitz zu Zwei'n ich,
Ich mit dem Mißvergnügen —
Es hängt der Gast
Mit Mühlsteinslast
An mir; doch kann ich ihn betrügen.

Und ich verhehle,
Daß ich die Seele
Laß fliegen aus dem Zimmer.
Die Flügel breit'
Und fliege weit,
Flieg Seele fort nach Westen immer.

Gen Westen walle,
Dort sind sie alle,
Sind alle meine Lieben,
Das Mütterlein,
Der Vater mein,
Mein Lieb und Alles, was mir blieben.

Zu Allen gehe,
Nach Jedem sehe,
Von Einem flieg zum Andern,
Und kehre heim,
Bedeckt mit Seim,
Wie Bienen Abends heimwärts wandern.

Was iſt der Ruhm?

Was iſt der Ruhm? ... Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenſtrahl, der ſich in Thränen bricht.

Schöpfung.

Als Gott den Mann erſchuf, hat Finſterniß
Umnachtet ſeiner Stirne Falten ...
Ich weiß es nicht, warum? Die Finſterniß
Ward zu des Himmels donnernden Gewalten.

Als Gott das Weib erſchuf, da floſſen ſacht
Vom Auge ihm gerührte Zähren —
Du ſiehſt ſie glänzen noch jedwede Nacht,
Als Sterne hold das Firmament verklären.

Eitler Vorſatz.

Auf meinem ganzen Weg nach Hauſe
War's ein Gedanke, den ich nährte:
Was werd ich wohl der Mutter ſagen,
Die mich ſo lang, ſo lang entbehrte?

Was werd ich ihr zu ſagen haben,
Ihr, die mir ſang die Wiegenlieder?
Und was zuerſt des Guten, Lieben,
Wenn ſie an's Herz mich drücket wieder?

Und ſchönere als ſchöne Worte
Erſann ich, die ich wollte ſagen,
Mir ſchien die Zeit wie ſtill zu ſtehen,
Doch unaufhaltſam flog der Wagen.

Kaum in die kleine Stube ſtürzt ich,
Als mich die Mutter ſchon umfaßte,
Und ich — an ihren Lippen hing ich
Sprachlos, wie die Frucht am Aſte.

Abend.

Die Sonne verſchwand,
Der Abend erſtand.
Die Winde zertheilen
Die Wolken, die eilen.
Sie ſind umſäumt
Und golden beſchienen
Vom Mond, der träumt.
So träumt auf Ruinen
Die Phantaſie.
Das weißt du nie,
O Stadtmenſch, wie labend

Im Dorfe der Abend,
Das lerne hie.
Die Mädchen und Jungen
Gehn hin mit Geſang
Die Gaſſen entlang —
Kaum iſt er erklungen,
Schon wecket ſein Schall
Die Nachtigall,
Es beben die Lieder
Im duftenden Flieder.
Am Garten erklingt
Des Hirten Schalmei,
Der Funke ſpringt
Aus dem Feuer dabei.
Er hat ſie geſchürt
Und aufgerührt
Die leuchtende Gluth,
Und während er ruht
Am wärmenden Herd

Mit klingender Pfeife
Gehn Rind und Pferd
Im Gras voll Reife.
Da thut ſich auf
Des Gartens Pforte, —
Mit ſchnellem Lauf,
Mit liebender Eile,
Gleich dem Pfeile,
Mit grüßendem Worte
Fliegt hin der Hirt.
Geliebkoſt wird,
Umarmt geküßt.
Wen hat er begrüßt?
Wen ſchließt er warm
In ſeinen Arm
Und ſelig ein?
Wer anders ſollt
Und dürft es ſein,
Als ſein Liebchen hold?

Seid froh ihr Beiden
Und glücklich immer ...
O müßt ich nimmer
Von euch ſcheiden.

Im Frühling.

Wie grün iſt die Au!
Der Himmel wie blau!
Unter dem Himmelsblau,
Ueber der grünen Au
Singet die Seele der Luft,
Locket die Lerche und ruft
Aus den Wolken die Sonne,
Die blickt auf die Lerche mit Wonne.

Wie grün iſt die Au!
Der Himmel wie blau! —
Grün iſt die Au,
Der Himmel iſt blau,
Weil Frühling ringsum —
Und ich bin ſo dumm,
Daß ich hier ſitze
Und Verſe ſchnitze.

Wie viel hab ich gelebt ....

Wie viel hab ich gelebt in wenig Tagen!
Ich fürcht, das Aug zum Spiegel aufzuſchlagen,
Ich fürcht, daß grau mein Haar vom Scheitel wallt..
Das Herz in dieſer Bruſt .. wie iſt es alt!

Die Nächte alle ohne Schlaf verbring ich,
Mein Augenlid nicht mehr zum Schlummer zwing ich,
Vergebens iſt's, ich ſchließ kein Auge zu,
Seit meine Hoffnung ſank in Todesruh.

Ermüdet ſchon ſind ſelber meine Schmerzen,
Sind müde, Weh zu ſchaffen meinem Herzen —
Doch tragen ihren Dolch war nicht ſo ſchwer,
Als tragen ihre Leichen mit umher.

Ich trage ſie und glaub fürwahr zu Zeiten,
Daß ich ſie trage ſchon ſeit Ewigkeiten —
Wie ſchwer und froſtig dieſe Todten ſind,
Daß faſt an ihrem Froſt mein Blut gerinnt.

Mein Auge irrt umher mit mattem Scheine,
Wie einer der die Stirn ſich ſtößt am Steine,
Dann halb erwacht verdoppelt Alles ſchaut,
Und Alles doch von Nebeln wie umgraut.

Nicht Seel und Leben ſind an mir geblieben,
Der Zweifel hat ſie weit davon getrieben,
Erinnrung beſſrer Zeit ſenkt ſich herab
Auf mich, wie welke Blumen auf ein Grab.

Was iſt das Leid?

Was iſt das Leid? ein Ocean.
Was iſt die Luſt ... die Perle drin.
Eh ich ſie bringe an den Tag,
Zerbricht die Perle und iſt hin.

Mein Schmerz und meine Freude.

Keine Trauer gibt's wie meine Trauer.
O, wenn mich faßt der Schmerz,
Dann iſt die Bruſt ein Löwenbauer,
Das Lamm darin mein Herz.
Ach, wie die Leu'n ſo durſtig drüber fallen
In ihrer gier'gen Wuth,
Sie hacken ihm in's Fleiſch die Krallen
Und lezen ſich an ſeinem Blut.

Und keine Luſt, wie meine Luſt!
Zieht Freude ein in meine Bruſt,
Dann wird ſie ſchnell zu einem Eden,
In deſſen Schooße
Blüht auf mein Herz als Roſe.
Mit Sonnenſtrahlenfäden,
Mit bunten Schmetterlingen
Spielt meine Roſe.
Und um ſie ſingen
Und um ſie klingen
Die Nachtigallenlieder.
Es ſteigt ein Engel nieder,
Der meine Roſe pflückt,
Auf die er Küſſe drückt.
Er hebt ſie an ſein Herz
Und flieget mit ihr himmelwärts.

Im Dorfe.

König bin ich jeden Abend nun,
Sonne läßt die Strahlen auf mir ruhn
Und das Abendroth muß noch im Scheiden
Mich in einen Purpurmantel kleiden.

Aus der Thüre tret ich vor das Haus,
Freudig wandr' ich in das Land hinaus,
Staubge Wolken heben ſich — zum Stalle
Kehrt die Herde heim mit Glockenſchalle.

Träumend horch ich, lauſch ich der Muſik,
Träumend ſchweifet ringsumher mein Blick,
Und ich ſehe weit hinaus und weiter,
Denn die Ebne dehnt ſich breit und breiter.

Auf dem Meer der Ebne einſam ſtehn
Einzle Bäume, Inſeln gleich zu ſehn —
Ihre Schatten ſind gen Oſt gewendet,
Wo der Moslem ſein Gebet hinſendet.

Wie im Schlachtgefild der wunde Held,
So verblutet ſich die Sonn und fällt —
Wie dem Helden folgt des Ruhmes Wonne,
Alſo folgen Mond und Stern der Sonne.

Es iſt Nacht — glanzvolle Nacht ringsum,
Sternenvolle Nacht, die traurig ſtumm —
Alſo ſtumm — ich höre faſt entgleiten
Aus dem Mond den Ton der Davidsſaiten.

Aus dem nahen Teich ſeh ich den Flug
Wilder Vögel ziehen — Zug nach Zug —
Auch aus meinem Herzen fliehn und fahren
Wilder Ruhmesträume ganze Schaaren.

Peſt, der lauten Stadt, gedenk ich kaum,
Sacht verliſcht der ſtolze Zukunftstraum.
Beſſer wär's, ſo denk ich, hier zu leben —
Hier zu leben, einſam, aufgegeben.

Mag in hochberühmter Namen Reihn,
Mag der meine auch vergeſſen ſein,
Möchten nur ein Waizenfeld und Reben
Rothen Wein und weißes Brod mir geben.

Kehr ich dann bei ſpätem Abendſchein
Wieder heim — dann komme mir herein,
Rothen Wein und weißes Brod zu ſpenden,
Ein erröthend Weib mit weißen Händen.

Und wenn einſt des ſpäten Todes Hand
Beider Gatten Aug im Schlummer band,
Dann mag uns ein einzger Sarg vereinen,
Auf den Enkel heiße Thränen weinen.

Was wird aus der Erde?

Was wird aus der Erde?
Ob vor Froſt ſie berſte?
Ob verbrennen ſie werde?
Ich — ich glaube das Erſte.
Ich glaub, daß am Froſt ſie der Herzen erſtarrt,
Die ſie trägt und die ſie verſcharrt.

Der gute alte Wirth.

Im ſchönen Flachland, wo du wandern mußt,
Um einen Berg zu ſehen weit und breit,
Im ſchönen Flachland leb ich jetzt beglückt,
Und ruhevoll dahin fließt meine Zeit.
Des Dorfes ſtille Schenke iſt mein Haus,
Die mag des Nachts nur laut ſich regen —
Ein guter Alter iſt ihr braver Wirth,
Gott geb ihm ſeinen vollen Segen.

Ich esse, trinke, wohne hier umsonst,
Wie könnt ich besser wo verpfleget sein,
Nicht muß ich warten erst am Mittagstisch,
Und komm ich spät — die Andern harren mein.
Nur Eines schmerzt — es läßt der Alte sich
Gen seine Frau vom Zorn bewegen —
Doch dauert's nicht, bald wird er wieder gut...
Gott geb ihm seinen vollen Segen.

Oft sprechen wir von alter, guter Zeit,
Von bessern Tagen, die entschwunden sind —
Er hatte Haus und Hof — kaum weiß er selbst,
Wie viel er einst besaß an Roß und Rind.
Um's Geld hat ihn der Menschen Trug gebracht,
Den Fluthen ist sein Haus erlegen —
So ward er arm, der gute alte Wirth —
Gott geb ihm seinen vollen Segen.

Im Abend neigt ſich ſeines Lebens Tag —
Es liebt der Menſch zu dieſer Friſt die Raſt,
Und ihm hat aufgebürdet das Geſchick
Jetzt eben aller Qualen Sorg und Laſt.
Er müht vom Morgen bis zum Abend ſich,
Er kann nur ſpät zu Ruh ſich legen —
Wie thut's mir wehe um den alten Wirth —
Gott geb ihm ſeinen vollen Segen.

Ich tröſt ihn oft, daß Alles gut noch wird,
Er ſchüttelt dann das Haupt mit trübem Muth —
„So iſt es" — ſpricht er — „Alles wendet ſich,
„Jenſeits des Grabes wird wohl Alles gut."
Und tief betrübt ſink ich an ſeine Bruſt
Und weine einen Thränenregen —
Mein Vater iſt der gute alte Wirth ...
Gott geb ihm ſeinen vollen Segen.

Unſterblichkeit.

Ich glaube, daß die Seel unſterblich,
Doch dieſe Welt verläßt ſie nimmer,
Sie bleibt hier unten auf der Erde,
Hier lebt ſie fort und wandert ſie.
Mir blieb zum Beiſpiel im Gedächtniß,
Daß ich der Römer Caſſius,
Daß ich der Schweizer Tell geweſen
Und in Paris der Desmoulin ...
Auch bring ich's hier vielleicht zu Etwas.

Letztes Wort

an ***

Leb wohl, o Freund, der sich von mir gerissen,
Der wie ein wüthger Hund mein Herz gebissen,
So Gott mit dir;
Empfange du für die empfangne Wunde
Das Blut des Quells aus meines Herzens Grunde,
Die Thräne hier.

Von meinen Wunden ist es nicht die erste,
Doch ist es wohl die bitterste und schwerste,
Die je ich trug,
Die leichtgesinnte Freundschaft ohne Reue,
Bewehrt mit scharfer Waffe falscher Treue
Mir jemals schlug.

Ein Schacht iſt das erfahrungsreiche Leben,
Daraus die Andern goldne Schätze heben —
Nicht ich, nicht ich!
Mein freudendurſtges Herz ... mit Hoffen
Stürzt in den Abgrund, welcher ewig offen,
Das arme ſich.

Was ſoll, o Hoffnung, deine ſchöne Blüthe?
Was gab der Herr dich unſerem Gemüthe?
Ach, darum bloß,
Daß in der Täuſchung Nächten unſre Zähre
Den Kelch erfülle und der Thau dir nähre
Den welken Schooß?

Doch will ich ſtill mich in mich ſelbſt verſchließen,
Ob auch im Drang will ſtürmend überfließen
Der See voll Schmerz;
Wer ſagt mir auch, wenn ich dir klag mein Wehe,
Ob denn dein Herz das meine noch verſtehe,
Mein armes Herz?

Nicht kümmert's mich, ob du mich neu verſtändeſt,
Ob du mich liebſt, ob du dich von mir wendeſt
Mit kaltem Spott.
Des Herzens Ketten, welche einmal reißen,
Zum neuen Bunde neu zuſammenſchweißen,
Das kann kein Gott.

Wir durften eine Welt uns auferbauen,
Die eine Sonne, liebendes Vertrauen
Hat ſchön erhellt.
Es ward zerſtört vom letzten Weltgerichte,
Und keine Macht erweckt zu neuem Lichte
Die todte Welt.

So Gott mit dir, o Freund, der mich betrogen,
Durch den der Täuſchung Nebel mir verflogen,
So Gott mit dir!
Nimm zur Erinnrung an die ſchwerverletzte,
Die Freundſchaft alter Tage, nimm die letzte
Der Thränen hier.

Hier ſteh ich ....

Hier ſteh ich in dem ebenen Gefild
Bewegungslos gleich einem Steingebild,
Die weite Puſzta decket Grabesruh,
Wie einen Todten deckt das Bahrtuch zu.
Ein Mäher ſtehet von mir weit,
Jetzt hält er eine kurze Zeit
Und wetzt den Stein die Sens entlang,
Ich höre nicht des Eiſens Klang,
Ich ſehe nur, wie er die Hand bewegt —
Jetzt, wie er her die Blicke lenkt,
Staunt er mich an, der keine Wimper regt —
Was er wohl nun von meinem Denken denkt?

Umwölkter Herbſt, den Nebel decket ....

Umwölkter Herbſt, den Nebel decket,
Die Sonne iſt in Dunſt verſtecket,
Sie wandelt kalt und trübe
In dunkeln Wolken hin —
Nur ſchwache Wärme ſprühet
Das Feuer im Kamin.

Und Fenſter, Thür hab ich geſchloſſen —
Ich ſitz im Zimmer drin verdroſſen,
Ich ſchau auf in das Feuer,
Es glühen Kohl und Scheit,
Ich denk an meines Lebens
Vergangne, alte Zeit.

Erinnerungen, welkes Laub, bedecken
Der alten Zeiten weite Strecken,
Ich habe sie gesammelt,
Als Bündel all geschnürt,
Und werfe sie in's Feuer,
Das im Kamin geschürt.

Ach wie das rauchet, wie das rauchet,
Sind ja in Feuchtigkeit getauchet.
Doch nicht sind naß und feucht sie,
Weil Regen sie begoß,
Von meinen häufgen Thränen
Sind sie so triefend bloß.

Auch jetzt im Auge eine Zähre! —
Mein braunes Lieb, wenn hier sie wäre!
Ob sie mit Seidentüchlein
Die Thränen trocknen wollt?
Mit ihrem süßen Lächeln,
Dem Seidentüchlein hold.

Der Vesperglocke Klänge ....

Der Vesperglocke Klänge
Sind längst verwehet,
Wer ist's, der durch die Gassen
So spät noch gehet?
Ich bin's, der durch's Dorf hin
Allein noch ziehet —
Ich suche meinen Schlummer,
Der arg mich fliehet.

Dort oben Mond und Sterne
Allein noch munter,
Sie sehn wie Mädchenaugen
So schön herunter.
Baum, Häuser werfen Schatten
In alle Gassen —
Sie wüßten sonst vor Langweil
Sich nicht zu fassen.

Ein Storchpaar steht dort oben
Auf seinem Posten —
Ein andres Paar dort zwischen
Der Thüre Pfosten.
Ein Junge und ein Mädchen
Sie braun, er golden —
Sein Mantel decket sorglich
Den Leib der Holden.

Sie sehn mich nicht an ihnen
Vorüberwandern —
Mein Gott wie mag jetzt glücklich
Eins sein im Andern.
Nicht neidisch bin ich — aber
Ich muß gestehen,
Ich möcht das Kind viel lieber
Im Arm mir sehen.

Szilaj Pista.

Szilaj Piſta.

I.

Schon ſank die Sonne hinter den Bergen,
Es ruhn der Donau ermüdete Fergen,
Sie ſchlafen, beſchützt von der Hütte Dach —
Nur Szilaj Piſta iſt noch wach.

Dir, Piſta, muß ich die Frage ſtellen:
Was ſchläfſt du nicht wie die andern Geſellen?
„Leicht kann ich darauf Beſcheid dir thun,
„Die Liebe läßt mich, die Liebe nicht ruhn.“

Es hat der Piſta in Mondſcheinnacht
Den Kahn vom Ufer losgemacht,
Dann nahm er das Ruder in die Hand
Und fuhr hinüber zum Inſelland.

Juſt in der Mitte der Donau lag
Die Inſel als blühender Blumenhag —
Wie ſchön auch die Blumen der Inſel ſind,
Die ſchönſte iſt doch des Fiſchers Kind.

Der alte Fiſcher, der drinnen ſchlief,
Auf ſeinem Schubabette ſchon tief —
Des alten Fiſchers Töchterlein ſtand
Und erwartete Piſta am Uferrand.

Und als der ſchöne Fährmann gekommen,
Da hat ihn ſein Lieb in Arm genommen —
Sie küßten ... allein was erzähl ich es breit ...
Ich ſchweige lieber ... die Welt iſt voll Neid.

Der Kuß iſt wie Wein der feurigſten Trauben,
Er kann um Sinn und Verſtand uns berauben —
Dem Piſta auch nahm den Verſtand er fort —
Er ſprach manch tolles und buntes Wort.

O Lidi mein Herz, o Lidi du Holde,
Du Perlenblume, du Fiſchlein von Golde,
Du Strahl meines Sterns, du Ring von Demant —
O küß mich zu Tod, eh der Morgen erſtand.

Dein Auge iſt blau und ſchwarz deine Brauen —
So laſſen zerriſſene Wolken ſchauen
Am Grunde das blauende Firmament —
Der Stern darin iſt dein Auge, das brennt.

O könnte ein einziges Band man winden
Aus allen Blumen, die nur zu finden,
Es ſchlöſſe doch meine Liebe nicht ein —
So groß iſt ſie und gehört dir allein.

Mein Lieben iſt ohne Gränzen und Ende —
Und deines mein Kind? — daß nimmer ich fände,
Daß nimmer das End deiner Liebe ich ſeh!
Denn dort — weh mir und dir auch weh!

Ein Rieſe ſchläft, wo die Liebe endigt —
Dort ſchläft die Leidenſchaft ungebändigt —
Wenn hin wir gelangen, erhebt er ſich —
Der Rieſ', und zerreißet dich und mich.

So rief der ſchöne Fährmann wilde —
Doch machte ihn wieder ſanft und milde
Des Mädchens Blick — der ſagte es klar,
Daß auch ihr Lieben endlos war.

So ſprachen ſie lange zur nächtigen Stunde,
Der Nachtigall Lied erſcholl in der Runde —
Vielleicht auch ſang kein Vogel im Hag —
Es klang nur vielleicht ihres Herzens Schlag.

So mußten ſie dann von einander gehen —
„Den nächſten Abend — auf Wiederſehn!“
Der Fährmann fuhr auf den Strom hinaus,
Sie kehrte zurück in des Vaters Haus.

Ringsum iſt tiefes, ſinnendes Schweigen —
Schon will der Mond zur Tiefe ſich neigen —
Der Himmelswagen beſchließt ſeinen Lauf —
Der kleine Bär ſteigt ſchimmernd herauf.

Das Fährmannswirthshaus iſt ſtill — im Strauche
Bewegt ſich kein Blättchen im Morgenhauche,
Die Donauwelle nur liſpelt und ſtreckt
An der Fähre ſich auf, die ſie klatſchend beleckt.

II.

Zur Stadt geht der alte Fiſcher heute,
Er trägt auf den Markt ſeine ſchuppige Beute.
„Komm mit mir, mein Kind, in die Stadt hinein!“
„„Ich geh, weil du's willſt, mein Väterlein.““

Sie gingen zur Stadt — daß Lidi gerade
Am Freitag muß wandeln ſolche Pfade!
Sie geht ſie zum erſtenmal — drum mag
Ihr wenig behagen dieſer Tag.

Doch balde hat ſie vergeſſen das Alles
In Mitten der Stadt und des lärmenden Schwalles —
Es kamen die zierlichen Herrchen heran
Und ſprachen ſcherzend das Mädchen an.

Das eine Herrchen blieb ſtehn und frug:
O ſprich, welcher Boden, du Blume dich trug?
Auf jenem Eiland, ſprach Lidi darauf,
In Mitten der Donau wuchs ich auf.

Das Herrlein rief: Wie ſchön ſich das fand,
Auch ich bin zu Haus auf dem Inſelland!
Nun ſage mir, haſt du ſchon einen Schatz?
Und haſt du ihn, ſo gib mir ſeinen Platz.

Sie drauf: Ob ich einen Liebſten gefunden,
Das wird nicht der Welt auf die Naſe gebunden,
Doch kann es der Herr nicht zu wiſſen erwarten,
So gibt es Zigeunerinnen und Karten.

Das junge Herrlein war bald verſchwunden,
Zu kurz war ja Lidi angebunden —
Doch wie ſie auch kurz und ſchnippiſch ſprach,
Verſtohlen doch blickt ſie ihm Eines nach.

Und viele Tage waren verfloſſen.
Am Donaurand, wo die Blumen ſproſſen,
Die wilden Blumen, ſitzt und ſpinnt
Ein Fiſchernetz das liebliche Kind.

Schon ſank die Sonne am Himmelsrande,
Sie färbte die Blätter am Donauſtrande,
Sie färbte ſie gelb und roth und entrollt
Auf Ufer und Strom den Schleier von Gold.

Die Kleine ſtrickt am Netz ohne Säumen —
Da rauſcht es plötzlich in Buſch und Bäumen —
Wer kommt? — Es tritt ein Jäger zu ihr:
Ich grüß dich mein Täubchen, was ſchaffſt du hier?

„Wenn nicht der Herre mit Blindheit geſchlagen,
So ſieht er mein Thun und braucht nicht zu fragen.“
So kurz war die Antwort, die ſie gethan
Dem jungen Jäger, der trat heran.

„Ich habe dich, wie du warſt, gefunden,
„Dein Wort, dein Blick ſchlägt immer noch Wunden —
„Du Mädchenſchalk, wie Roſen iſt
„Dein Antlitz, doch deine Reden ſind Liſt.

„Doch kennſt du mich noch? — du Blumenblüthe —
„Hat es vergeſſen ſchon dein Gemüthe,
„Daß wir uns einmal im Leben ſchon ſahn?
„Am Markt in der Stadt — gedenkſt du daran?“

Und Lidi ſprach: Ich bekenn es und ſag es,
Daß ich noch gedenke jenes Tages,
Obwohl eure Schönheit von ſolchem Schlag,
Daß man ſie wohl auch vergeſſen mag.

Alſo bekam ſeiner Fragen jede
Zurück den Trumpf einer ſpitzigen Rede,
Doch konnt er dem Mädchen zürnen nicht,
Zu lieblich ſtand ihr ein neckiſch Geſicht.

So haben ſie lange zuſammen geſprochen —
Die dunkle Nacht war herangebrochen —
Da ſprach er: Du Gold, der Tag verſchwand
Und Weg und Steg ſind mir unbekannt.

Ich bin ſo bang, daß den Pfad ich verfehle,
Doch wird ſich erbarmen mein deine Seele —
O ſei mein Geleit bis zum Walde hinaus,
O ſei mein Geleit bis hinein in mein Haus.

Lang dachte Lidi darüber nach,
So ſchön war Alles was er ihr ſprach,
So herzlich war er, ſo artig und fein —
Und ſoll ſie dafür undankbar ſein?

„Nicht um die Welt ſoll er hart mich meinen,
„Nicht um die Welt will ich dankloſ erſcheinen, —“
So ſprach ſie zu ſich — dann ſagte ſie laut,
Indem ſie dem Jäger in's Auge geſchaut:

So möge der Herre denn nach mir ſchreiten,
Doch kann ich ihn nicht bis nach Hauſe geleiten,
Ich gehe nur mit, bis den Wald wir erreicht —
Der gute Ruf — er verflieget ſo leicht.

Sie gingen — als Lidi wiedergekommen,
War Piſta's Kahn längſt herübergeſchwommen —
„Ich warte — wo bleibſt du mein Lieb?“ — er ſpricht's.
Antworten will ſie — doch ſagte ſie nichts.

III.

Des Mädchens ſonderbares Betragen,
Es mochte dem Piſta wenig behagen,
Es mochte ihm eigen erſchienen ſein —
Und Argwohn ſchlich in ſein Herz hinein.

Der Argwohn, ein Kind von beſonderer Weiſe —
Geboren kaum ſchon ſchreit es nach Speiſe,
Und hat es erſt ſeine Speiſe verzehrt,
Hat es ſchnell in ein Ungethüm ſich verkehrt.

Was hat nun der Piſta ausgeheckt?
Da lag er des Abends im Buſch verſtecket
Und wußte ſelbſt nicht was er begann —
Er wartete nur, was der Zufall ſpann.

Nach kurzer Frist war das Herrlein gekommen,
Da hat der Pista viel Süßes vernommen,
Das jagte in Lidi's Wangen das Blut —
Und Szilaj Pista erstickt fast vor Wuth.

Und hätt es bei Worten nur sein Bewenden —
Er faßte Lidi sogar bei den Händen
Und drückt sie endlich an's Herz. Die Gluth
Der Hölle brennt in Pista's Blut.

Anspringt er das Herrlein mit wildem Satze
Und zieht das Messer vom Gatjenlatze:
Weglagerer, Mörder, Mörder und Dieb
Verführst du eines Andern Lieb?!

Fast daß er dem Jäger das Herz durchbohre,
Der aber ergreift seine Büchs' am Rohre
Und schlägt mit dem Kolben des Pista's Haupt —
Der sinket in's Gras aller Sinne beraubt.

Als Piſta wieder zu ſich gekommen,
Da ſah er nach allen Seiten beklommen,
Vom Jäger, vom Mädchen war keine Spur,
Er dachte: vielleicht auch träumt ich nur.

Doch daß es kein Traum, bald mußt er es wiſſen,
Noch tropfte ſein Blut und von Schmerzen zerriſſen
Sehr weint er und weint er — in Eins gemengt
Hat ſich Thräne und Blut auf den Wangen gedrängt.

IV.

Der Jäger braucht keinen Feind jetzt zu ſcheuen —
Alltäglich kommt er — ſie können nun freuen
Und küſſen ſich ruhig — im weiten Land
Kein Piſta zu ſehn, der ſpurlos verſchwand.

Der Piſta ging fort vom Schmerze zerriſſen —
Er wandert — doch wo? nur Gott mag's wiſſen —
Ein mächtiger Sturm iſt ſein Herzeleid —
Der hat ihn getragen wohl weit, ſehr weit.

Er ſah ſich nicht um, fort iſt er geſchritten —
Er hielt erſt in des Bakonyer Waldes Mitten,
Tief in des Bakonyer Waldes Schooß
Ausruht er am Fuß einer Birke im Moos.

Er ruhte — doch nein! das kann man kaum ſagen —
Es ruhte ſein Leib, nicht ruhten die Plagen,
Sein Leib war der See, der Fiſch drin ſein Weh:
Es rennet der Fiſch ob auch ruhig der See.

Ich will als Strauchdieb und Räuber hantiren,
Bis ſie mit mir den Galgen verzieren.
Ein Galgenſchmuck? — Ich ergebe mich drein,
Es wird die ſeligſte Stunde mir ſein.

Er ging hinaus vor den Wald auf die Straße,
Zu ſehn ob kein Reiſender ſehen ſich laſſe,
Der in der Taſche ſo viel des Guts
Mitbringt, als er im Herzen des Muths.

Bald kam auch daher eine ſtolze Karoſſe,
Es zogen ſie vier herrliche Roſſe,
Drin ſaß der Herr. Auf dem Bocke hoch
Der Kutſcher, bei ihm der Haiducke noch.

Halt! ruft der Piſta dem Wagen entgegen,
„Wem lieb das Leben, der mag ſich nicht regen!“
's iſt Keiner da, der ſterben juſt will,
Erſtarrt zu Steinen halten ſie ſtill.

Er kehrt die Taſchen drunter und drüber,
Nicht ſo viel läßt er der Herrſchaft über,
Nicht ſo viel Münze, daß mit dem Reſt
Ein Seidel Wein ſich bezahlen läßt.

Jetzt geh! — ruft Piſta — doch nein, jetzt halte!
So ruft er dem Kutſcher, deß Peitſche ſchon knallte,
Und der ſchon weiter zu fahren gedacht.
„Ich bin zum Räuber nicht gemacht! —

„Hier habt ihr zurück den ganzen Plunder!“
Der Herr iſt erſtaunt, ihm ſcheint es ein Wunder.
Er ſchaut ihn an, ob vielleicht der Dieb
Muthwilligen Scherz nicht mit ihm trieb.

Der ſcherzte nicht! — er that wie er ſagte
Und kehrte ſich ab vom Wagen und jagte
Und irrte fort durch Geſtrüpp und Dorn,
Im Herzen trug er des Leidens Zorn.

Wie lange gedauert dieß Irren und Jagen,
Kaum weiß es der Piſta ſelber zu ſagen.
Er zog ſo fort, bis ſtaunend er ſtand
Und plötzlich einmal am Donaurand.

Da ſteht er an der ſelbigen Fährte,
Wo er ſich ehmals als Fährmann nährte,
Dort blicket Lidi's Hütte hervor,
Ein Seufzer ſteigt aus der Bruſt ihm empor.

„O Lidi, warum mir brachſt du die Treue?
Du Arme, vielleicht jetzt plagt dich die Reue,
Vielleicht jetzt den Liebſten beweinet dein Herz,
Dem du gebracht ſo reichen Schmerz.“

„Ach, würdeſt du jetzt deine Untreu beklagen,
Vergäß ich Alles, was ich ertragen,
Und hältſt du künftig auf deine Ehr,
Vergeb ich dir gern, denn ich liebe dich ſehr!“

So denkt er und iſt in die Fähre geſtiegen,
Um ſchnell zur Inſel hinüber zu fliegen.
Er will es ihr ſagen in Worten klar,
Was ſeines Herzens Gedanken war.

Doch wie juſt Piſta das Ruder läßt fallen,
Da hört er's hinter ſich ſo erſchallen:
„Gevatter, nimm uns hinüber mit dir,
Ein gutes Trinkgeld bezahlen wir.“

Der Piſta fiel in die Donau beinahe,
Als er den Jäger mit Lidi erſahe —
Er erkannte ſie beide deutlich und klar,
Obwohl ſchon düſtres Zwielicht war.

Doch rafft er ſich zuſammen indeſſen,
Bis daß die Beiden im Kahne geſeſſen,
Und als ſie ſaßen im ſchwankenden Schiff,
Wie groß war der Schreck, der die Beiden ergriff.

Schnell fing der Piſta den Kahn an zu lenken,
Man kann ſehr leicht die Qualen ſich denken,
Die Lidi und das Herrlein befiel —
Da ſaßen ſie und ſagten nicht viel.

Auch Piſta ſchwieg — vom Uferrande
Flog er entgegen dem Inſelſande —
Jetzt ſah er erſt, daß der Inſel ſie nahn,
Und plötzlich wieder wandt er den Kahn.

Das Herrlein frägt: Fährſt zurück du wieder?
Nicht ganz! — ſagt Piſta — wir fahren nur nieder
Bis in die Mitte der Donau — dort
Hab ich mit euch zu ſprechen ein Wort.

Und wie er ſo ſpricht, ſchon rudert er draußen
In Mitten des Stroms, wo die Wellen brauſen,
Er wirft das Ruder weit aus der Hand
Und tritt auf des Kahnes äußerſten Rand.

„Satt bin ich des Lebens, ich kann's nicht ertragen,
Und ihr ſeid die Schuld, das will ich euch ſagen,
Ich zieh in die andere Welt — allein
Ihr müßt meine Reiſegenoſſen ſein!“

Er ſprach's und ſtürzte den Kahn mit dem Fuße,
Schon ſchwimmen ſie Alle drei im Fluſſe,
Der Piſta umſchlingt das Mädchen, bereit
Den Geiſt zu verhauchen an ihrer Seit.

Doch als er das Herrlein wahrgenommen,
Wie es ſo rüſtig und wacker geſchwommen,
Da ſchwimmt er ihm nach und umarmt ihn — es ringt
Das Paar, bis beide die Welle verſchlingt.

Anmerkungen und Erklärungen.

Puszta (ſprich Puſßta) das flache Haideland in Ungarn, die Haide. Das ungariſche Flachland erſtreckt ſich von der Matra bis Semlin, dem Einfluſſe der Sau in die Donau und den nagyszölöſſer Gebirgen im agocſaer Comitate bis Szijſſek, wo Sau und Kulpa zuſammenfließen, und beträgt einen Flächeninhalt von ungefähr 1000 Geviertmeilen. Auf dieſem Flachlande befinden ſich die zahlreichen Puszta (Haiden), die Heimath der Roßheerden und ihrer Hüter, der Csikòse (ſprich Tſchikohſch). Die größte derſelben iſt die ſogenannte Hortobàgyer Puſßta (ſprich Hortobahdj), die ſich von Debreczin gegen Peſt zu ausdehnt.

Auf dem flachen Lande Ungarn's findet man zwiſchen den oft viele Meilen auseinander gelegenen Ortſchaften nur hier und da eine einzelne Wirthſchaft oder Csárda (ſprich Tſchahrda), das heißt Haideſchenke. Letztere gewähren dem Reiſenden ein ärmliches Obdach und dienen den Betyáren (ſprich Betjahr) und szegény legények (ſprich ſzegehnj legehnjek) zur Zufluchtsſtätte. Betyár heißt ein Vagabund, der ſich mit dem Geſetze überworfen hat (eine Art out-law) und ſich vom „Ueberfluſſe" Anderer nährt. Der Betyar ſchont das Volk ſeines eigenen Comitats, ſo wie er es überhaupt meiſt auf die reichen Kaufleute und Geiſtlichen abgeſehen hat. Das Volk hegt geheime Sympathien für ſie, weil ſie größtentheils verwegene Kerle, kühne Reiter und ſchlaue Käuze ſind, die manchem Volksepos zum Heros dienen.

Szégeny legények, arme Jungen, arme Leute. Sie ſind eine Abart vom Betyaren, Räuber und Diebe wie dieſe, und die beiden Bezeichnungen werden auch gewöhnlich mit einander verwechſelt. Es iſt in Ungarn häufig vorgekommen, daß die Wirthſchaftsbeſitzer im flachen Lande förmliche Abfindungen mit den „armen Leuten" geſchloſſen

haben, um ſich von ihren unliebſamen Beſuchen zu befreien, ganz ſo wie ſich die deutſchen Raubritter von den Kaufleuten ihre Ehrlichkeit bezahlen ließen. Die „armen Leute“ hielten ſolche Verträge ſtets heilig; das Gegentheil gehörte zu den größten Seltenheiten. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Betyáren und Szegény legények faſt nie und nur im äußerſten Falle Mordthaten verüben.

Die Kleidung der ungariſchen Volksklaſſen iſt in den verſchiedenen Gegenden verſchieden. Die gewöhnlichſte beſteht aus ſehr breiten Leinwandhoſen, die unten ausgefranzt ſind und Gatya (ſprich Gattja) heißen, aus einem breitärmligen Hemde ohne Kragen, das nur den Oberleib bedeckt, ſo daß zwiſchen der Gatya und dem Hemde ein Theil des Körpers nackt bleibt. Ueber dieſe wird dann die Bunda oder Suba (ſprich Schuba) geworfen: ein Schafspelz, deſſen haariger Theil im Winter nach Innen und im Sommer nach Außen getragen wird. Die Kopfbedeckung iſt ein runder Hut mit breiter Krempe. Der Kalpag (ungariſche Pelzmütze) wird in den wohlhabenderen Gegenden getragen, dort wo das Nationalcoſtüme von Tuch iſt.

Pista (ſprich Piſchta), Diminutiv von István (ſprich Iſchtwahn) Stephan. Im Ungariſchen werden die Familiennamen vorgeſetzt: Szilaj Piſta heißt Stephan Szilaj (ſprich Szilai).